P.o.germ. 2032 k (2

Das

heimliche Gericht

des Schicksals,

oder

Rosaura.

Von

A. Lafontaine.

August

Zweiter Band.

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1817.

Munckel
Gd 53/1188
Landgerichtspräsident

Bayerische
Staatsbibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
München

<36632898700018

S

<36632898700018

Bayer. Staatsbibliothek

Das heimliche Gericht des Schicksals oder Rosaura.

Zweiter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lorchen an Isabellen.

Deine Freundin, liebe Isabelle, hat den Sieg erfochten über sich selbst. „Einen Kadmeischen Sieg!“ sagte mein Vater lächelnd — „der nicht so viel werth ist, als der Verlust. Aber der sterbliche Mensch hat selten andere Siege über die Leidenschaft, Lorchen!“

Ich war so stolz vor meinen Vater hingetreten mit meinem Siege. Was er sagte, verdroß mich. Aber er hatte Recht, wie immer. Ich liebte den Menschen, mehr als ich dachte, mehr als ich Dir sogar sagte. Und warum liebte ich ihn? O Himmel! Kannte ich ihn nicht? Wußte ich etwa nicht, daß er mir nur schmeichelte, wie August der Kleopatra, um die gefangene Königin hinter seinem Triumphwagen Rom zur Schau herzuschleppen? Und dennoch! dennoch!

O ich hatte meine erhabenen Stunden auch!

„Binde Dich mit einem Eide, daß Du nicht sein werden willst," sagte Julie, und ich antwortete ihr mit Shakspeare: „Laß Feige und Mißtrauische schwören, alte schwache Todtengerippe, und solche feige Seelen, die das Unrecht willkommen heißen!" Aber trat ich vor den Spiegel, und sah meine blasse Farbe und die Augen, die mit Thränen rangen: so — „Frisch auf!" rief ich. Mein Kopf siegte nicht, meine Ueberzeugung nicht, sondern ein unweiblicher Triumph, ihn zu demüthigen, weil er mich demüthigen wollte.

Er reiste ab, und die Zeit befestigte den wankenden Siegerkranz auf meinem Haupte.

Ich hätte ihn verachten sollen, denn — Es fand sich für seine Schwester ein Vorschlag, der Juliens Herz in Bewegung brachte. Es stieß sich an vierzig tausend Gulden, welche man als Juliens Mitgabe foderte. Ihr Vater

wollte sie geben; er schlug es dem Sohne vor. Der schlug es gerade nicht ab; aber er nahm Bedenkzeit, sah finster, und er liebt seine Schwester und ist vierundzwanzig Jahre. Geiz ist es auch nicht. Was denn? In seiner Seele hat er alle Tugenden und alle Verbrechen, wie die Erde in ihrem Schooße den Segen reicher Erndten und das zerstörende Erdbeben verbirgt. Es ist gut, daß er fort ist.

Ich wollte, er schriebe auch nicht mehr; denn seine Briefe sind, wie seine Träume, tausend Mal schöner, als sein Herz.

Julie las uns seine Briefe vor. Der Vater horchte ihr jedes Wort mit dem Triumphe der väterlichen Liebe von den Lippen.

Sieh, so las sie, daß auf seiner Reise in die Schweiz der Zufall ihn mit einem jungen Menschen zusammen geworfen hatte. O wie schön war er in der Beschreibung des jungen Mannes! Wie weich war sein eigenes Herz geworden! Er nannte ihn seinen Agathodämon!

„Gott lasse Beide zusammen!" rief der Baron in einer schönen Empfindung.

„Er ist ein Herr von Drausen!" fuhr Julie fort zu lesen.

Du glaubst nicht, Isabelle, welch eine gewaltsame Wirkung dieser Name Drausen auf den Baron machte.

„Drausen?" rief er aufspringend und laut. Leise und wehmüthig setzte er dann noch einmal hinzu: „Drausen?" und dann mit dem leisesten Tone eines weithin Träumenden nannte er noch einmal den Namen Drausen, und ging, die Arme über die Brust gekreuzt, nachsinnend in sein Kabinet.

Wir sahen einander schweigend an. „O Gott gebe," sagte Julie, die Hand sanft auf ihr Herz legend — „daß mir nie ein Name im Leben begegnet, den ich mit solchen Tönen nennen muß!"

Wer weiß denn auch Julie?

Wir schwiegen wieder und lange, Julie seufzend.

„Ach den siebenten Mai!" hob sie wieder an.

Der Vater hörte das; denn eben kam er zurück mit einem heftigen Zorne, der über das erblaßte Gesicht eine dunkle Röthe goß, rief er: „Was sprecht Ihr da? Ich will das nicht! Beim Teufel! ich will das nicht!"

Er schoß einen zürnenden Blick auf seine Tochter, die er so sehr liebt, stürzte zurück in sein Kabinet, suchte Papiere, fand eins mit einem schwarzen Bande gebunden. Julie winkte mir zu mit einem Gesicht voll wehmüthigen Mitleids.

Auf einmal sah er uns, und das Papier wegwerfend, rief er: „Wer hat die Thür geöffnet? Julie, Du gehst mir doch nicht über meine Papiere?"

„Ich, Vater? Können Sie glauben — O mein Vater! Aber dieser Name, lieber Vater, und jenes Papier mit dem schwarzen Bande machten eine so große Bewegung in Ihrem Herzen."

„Pah! pah!" rief er mit dunkelm Blick, strich sich heftig über das Gesicht, und setzte sich zu uns. „Lies weiter, Julie!" sagte er mit gerunzelter Stirn.

„Es ist wahr, ich habe es nicht gern, daß Georg gerade diesem Menschen begegnen muß. Es ist wahr — aber lies weiter!" Sie endigte den Brief, und wir gingen aus einander.

Eine Stunde darauf sahen wir den Baron im Garten auf und nieder gehen mit allen Zeichen einer tiefen Schwermuth. Er sah uns und kam. Er redete sogleich, ohne allen Uebergang, von seinem Bruder Gotthold, und mit einer Hast, und mit so viel Lob, mit so reich ausgetheilten Lobeserhebungen seines edlen Charakters, seiner großen Seele, und dennoch so heftig, so finster, mit so viel Unruhe, daß ein Blinder den Sturm in seiner Seele hätte sehen müssen. Bei der ersten Frage, die Julie über ihren Oheim that — über seine Abwesenheit — denn er ist verschwunden, und Niemand weiß, wohin er ist — brach der Baron finster ab, machte eine heftige Bewegung mit der Hand, und verließ uns.

„Ach, ich fürchte, dieser Gott-

hold," sagte Julie — „hängt mit dem Namen Drausen und den Papieren mit dem schwarzen Bande zusammen, ach, und wer weiß, wie schrecklich! mit dem Leben meines Vaters!"

Sie wußte wenig von ihrem Oheim; denn er war verschwunden, wie sie geboren war.

In der That, ich war neugierig, von diesem Baron Gotthold mehr zu wissen. Ich fragte meinen Vater. Er hatte ihn nicht gekannt. „Ein wilder Mensch!" sagte der — „vielleicht ein großer Mensch! der erbittert über die ungleiche Theilung des väterlichen Vermögens, vielleicht noch erbitterter über die stolze Anmaaßung des Bruders, kämpfend mit dem harten Geschick und seinen Leidenschaften unterging. Ein gütiger Mensch war er, so sagen hier die Alten alle, die ihn gekannt. Von seinem Geschick weiß Niemand, als vielleicht sein alter Bedienter, der in Kaltenthal bei der Begräbnißkapelle als Aufseher lebt."

Sieh, nun wurde ich immer neugieriger, und Julie mit mir.

Wir beschlossen, den ersten den besten Tag, an dem der Baron nicht zu Hause war, nach Kaltenthal zu gehen und den alten Bedienten selbst zu sprechen.

Wir kamen dahin. Der alte Mann führte uns in das Grabgewölbe, und schon nach fünf Minuten war der alte Mann bei seinem gütigen Herrn, dem Baron Gotthold. Er erzählte uns von seiner Kindheit, von seinem weichen mitleidigen Herzen, von seiner Liebe zu seinen Verwandten, zu allen Menschen.

Julie gab mir einen Wink, und ich sagte: „Man meint, Alter, die Liebe zwischen den Brüdern wäre so groß nicht gewesen, was auch wohl natürlich ist.“

Der Alte schüttelte sein Nein mit Kopf und Händen zugleich.

„Das weiß Gott, wie herzlich er seinen Bruder liebte, wie er alles that, alles, des Herrn Barons Liebe zu gewinnen. Alles! Ich muß das ja wissen; denn ich war auf allen seinen Reisen bei ihm.

„Da zogen wir nach Linsen," fuhr er fort — „da fand er, was er lange suchte, eine Braut, schön wie der Tag, treu und gut wie ein Engel."

„Wer wars?" riefen wir Beide zugleich.

„Eine Frau von Drausen; Adele hieß sie. Der Herr hatte sie schon in Nürnberg gefunden, und sie war nicht mehr aus seinem Herzen gekommen. Die fand er in Sandberg wieder. Ach, da war mein lieber Herr glücklich, o wie sehr glücklich!"

„Nun aber, wie kams denn, daß —"

„Ja, sehen Sie, mein Herr hatte so seine eigene Weise, glücklich zu werden. Gabs ein Hinderniß von der Familie der Frau von Drausen, oder was war es? Genug, mein junger, bester Herr verschwand mit seiner geliebten Braut, und ist seitdem verschwunden. Der Amtmann Schauer, der in Linsen ist, muß allein wissen, wo das glückliche Paar ist; denn glücklich sind sie."

„Wußte mein Vater um die Verbin-

dung?" fragte Julie. Denn aus diesem allen war nicht abzusehen, welchen Antheil der Baron an dem Namen Drausen nahm.

„Behüte!" sagte der Alte. „Es wußte kein Mensch auf dem ganzen Erdboden davon, kein Mensch, als Gott, und die Heiligen, und Schauer. So etwas kam niemals über meines Herrn Lippen."

Wir mochten den Alten nun fragen, wie wir wollten: er blieb bei seiner Aussage. Er war nach seines Herrn Verschwinden von Linsen nach Edelbach gekommen. Der Baron hatte ihn nicht gesprochen. Er hatte ihm ein reichliches Auskommen bei der Kapelle gegeben.

„Wie man sich irren kann!" sagte Julie auf dem Rückwege. „Ich hatte meinen Vater, der Himmel weiß, in welchem Verdacht."

Am andern Morgen kam der Baron zu uns in den Garten. Er redete wieder von seinem Bruder, und was uns vorher Unruhe, Selbstvorwurf schien, schien uns jetzt Besorgniß um das Schicksal seines

edlen Bruders. Julie lächelte. „Der Oheim Gotthold, Vater, hatte seine eigene Weise, glücklich zu seyn, und so viel ich weiß, ist er glücklich."

„Du weißt?" fragte er heftig. „Was weißt Du?"

„Was vielleicht Sie nicht wissen, daß er eine Frau von Drausen liebte, Adele von Drausen." — Nein, Isabelle, bei diesen Worten verließ alle Farbe des Barons Gesicht. Er starrte aus erloschenen Augen, wie ein Gespenst, seine Tochter an.

Julie wurde bestürzt und schwieg. Aber der Baron drang in sie, fortzufahren, mit einer heftigen Spannung aller seiner Kräfte.

Julie erzählte. „Nun, er floh mit seiner Adele in eine verborgene Einsamkeit, heirathete sie dort, und ist — ohne Zweifel glücklich."

Triumphirend hob der Baron beide Arme auf, und schlug die Hände zusammen. „O Ihr Engel, und alle Heiligen

des Himmels! o du Botin des Glücks, Julie, woher hast Du diese Nachricht?

„Von des Oheims altem Bedienten in Kaltenthal.“

Ich konnte Juliens Gedanken nicht theilen, die ihren Vater für unschuldig hielt. Selbst diese Freude, die dennoch bald wieder in eine dumpfe Stille überging, sprach das furchtbare Wort, vor dem mein Engel mich behüten mag, über ihn aus: „schuldig!“ Er verlangte nach Linsen. Morgen gehen wir dahin ab. Was das alles bedeutet? Mein Vater sagt: „Der Vergeltung rächender Geist ist es!“

O ist es das, Isabelle, so gibt es auch einen Geist der Vergeltung für den Tugendhaften, und alle Zweifel fallen, und wir sind selig. Leb wohl!

Lorchen an Isabellen.

Der Geist der Vergeltung hat ihn ergriffen, Isabelle, und noch mehrere böse Geister dazu. In Linsen fanden

wir eine glückliche Familie, die mit hoher Begeisterung von dem Oheim Gotthold redete. Der Baron erfuhr hier nichts anders, als daß Adele, die Frau von Drausen, seines Bruders Geliebte, längst todt war. Er fragte: „Wann starb sie?“ und erblaßte, da er die Zeit hörte. Er schien die Zeit zu berechnen, mit finstern, schrecklichen Blicken. Und von diesem Augenblicke an kam etwas Heftiges in seine Bewegungen. „Ho!“ rief er ein paar Mal mit harter Stimme, und griff um sich, als suchte er etwas von sich wegzudrängen. Dann fragte er kalt nach dem Aufenthalte seines Bruders. Die Leute wußten ihn nicht, oder wie mir es schien, sie verschwiegen ihn. „Gotthold,“ erzählte der Amtmann — „ließe sein Geld holen durch einen Bevollmächtigten.“ Das war alles, was sie sagten. Wir reisten wieder ab, und seitdem — o seltsame Menschen! — ist der Baron härter, als zuvor. Er sammelt Geld; denn, „Geld! Geld!“ sagt er seitdem oft — „Geld ist der Hebel des Lebens.“ Er ärgert sich,

daß sein Sohn nicht seine Verbindung mit Auroren abschließt. Er flucht, daß er gar nicht schreibt.

Die arme Julie, o das theure, fromme Mädchen, stellt sich vergebens, wie ein guter Engel, zwischen ihrem Vater und seinem Rachengel! Sie schweigt; aber immer fester wird der Vorsatz, in ein Kloster zu gehen und ihr Leben mit Gebeten für ihren Vater zu heiligen. Ich weiß es nicht, soll ich sie loben oder tadeln? Ihrem Vater darf sie es nicht sagen; denn er will das schöne Mädchen durchaus mit irgend einem großen Hause verbinden. Sie soll die Stütze für ihren Bruder, dessen Trotz er nicht traut, werden. Das Glück seines Sohnes, der Rang, den er in der Welt einnehmen soll, der Reichthum, den er erwerben soll, beschäftigen ihn unaufhörlich. Obgleich er Julien liebt, unendlich liebt, so fürchte ich doch, sie wird das Opfer für ihres Bruders Glück werden. In ein paar Tagen geht sie in die Residenz zu ihrer Tante ab, einer Gräfin Siegen, in das erste Haus der

Re-

Residenz. „O Du einfache Seele, wie wirst Du mit Deiner frommen Demuth in diesen Tumult des Stolzes und der Ehrsucht passen?"

„Glaube mir, liebes Lorchen," sagte sie sanft — „ich passe gewiß überall hin. Ich stehe unter dem Schutze guter Geister. Sie werden mich nicht irre machen, glaube mirs! Ich halte meinen Vorsatz fest, glaube mir! In meiner Brust liegt ein Muth, eine Ruhe, die ich mir nicht geben konnte, das ein Geschenk des Himmels ist." Und wahr ist dies! Ihr Herz ist sanft; denn ihr Geist ist stark, wie der Geist eines Mannes.

Herr Runde an Gotthold.

Glück auf, Bruder Gotthold! Glück auf! einen Brief von mir wollen sie an Dich von hier aus, von Linsen aus, bestellen; aber den Ort Deines Aufenthalts mir durchaus nicht nennen, obgleich ich dem Amtmann Schauer ein paar Stückchen aus Deinen alten Briefen,

die ich noch immer wie Amulete bei mir trage, vorlas. „Herr!“ rief ich — „ich und Gotthold sind das Zwillingsgestirn am Himmel, Zwillinge, welche die Freundschaft selbst an ihrer Brust nährte. Ich will wissen, wo er ist!“ Er lächelte und schwieg. Ich hätte auch geschwiegen, ob ich ihn gleich einen Türken, einen Juden, im Zorne hieß. Von der Frau hätte ich das Geheimniß herausgebracht, aber der Amtmann hatte sein Geheimniß für sich behalten. Die Frau erzählte mir dann ein Labyrinth von einer Geschichte, von einer Bandbude, von Adelen, Deiner unendlichen Liebe, ihrer Flucht und ihrem Tode, und Deinem Versteckenspielen, woraus ich denn wohl so viel sah, daß die Parze einen schwarzen Faden mit in deines Lebens Gewebe hatte laufen lassen; aber daß eine Frau, wie diese Amtmannin, nach einigen zwanzig Jahren von dir mit Thränen in den Augen redet, ist auch etwas werth. Rechne eins ins Andere! Und wenn ichs recht bedenke, und ich habe es recht bedacht, Gotthold, seit wir

uns da in dem schönen Winkel der Erde fanden und liebten — und lieben mußtest Du mich Trotzkopf! — wenn ich das recht bedenke, Gotthold: so ist das Unglück im Leben, was die Nacht dem Tage, der Schlaf dem Wachen ist: Erholung, neue Kraft des Lebens zu genießen. Und thürme Glück auf Glück, so hoch wie den Babylonischen Thurm: so geht des Menschen, des rührigen Menschen Wunsch darüber hinaus. Und ich will lieber ein wenig Händel mit dem Leben haben, als zuletzt nicht mehr wissen, was man mit dem Glücke, das immer ja sagt, reden soll! Berg auf, Berg ab, ermüdet nicht so sehr als immer gerade aus. Das Mehr oder Minder macht es aus im Leben; denn es giebt Unglücksfälle — Pah! Und doch bleibt die Hoffnung bis an den letzten Seufzer der gequälten Brust; die schönste aller Gaben, die Prometheus in das Herz des Menschen legte. Ich, zum Beispiel, wurde gezeugt, Pah; aber geboren wurde ich in einer Nacht, wo der Sturm alle Dächer abdeckte, der Hagel alle Fenster einschlug

und der Blitz den Stadtthurm abbrannte. Wie konnte ich auch anders seyn, als was ich war, ein Sturmwind? Das war ich, und die neckende Parze that meine Jugend in die Gewalt meines Oheimes, des Herrn Tobias von Schwalike und meiner Tante, Frau Margarethe von Ahrenswalde. Mein Oheim brauchte eine gute Stunde Zeit, sich ein Kleid von dem Schneider anmessen zu lassen, aß zwey Stunden, zog alle Abende ein Dutzend Wand- und Taschenuhren im Hause auf, die er jeden Mittag nach der Sonne stellte, und war selbst die beste Uhr im ganzen Dorfe; denn Schlag vier Uhr ging er spazieren bis fünf, den Hut unterm Arme neben meiner Tante her, und er sagte triumphirend: „In meinem Hause gehts zu, wie im Weltgebäude nach ewigen Gesetzen. Ich, ich!“ hier schlug er stolz an seine Brust — „ich nütze die Zeit aus. Keine Minute geht verloren!“ Und dennoch, glaube es oder nicht, Gotthold! dennoch war er glücklich. Nur ich armer Teufel, der in einem Sturmwinde zur

Welt gekommen, verwünschte die ewigen Gesetze des Herrn von Schwalike und der Natur.

Und dennoch war er gut und meine Tante war gut. Was kümmerts mich, lieber Gotthold, aus welchem Boden der Himmel die Güte hervorsprießen läßt! Aber ich armer Teufel, wie ein arabisches Pferd mit allen vier Beinen an den Boden seiner ewigen Gesetze festgepflöckt, ich — denn ich dankte Gott, daß ich zuletzt die Kouverte zu seinen Briefen messen, zeichnen, dann schneiden und zuletzt siegeln durfte. Es war doch Arbeit, wobei ich Schelte bekam, und zwei Bediente dazu, die Zirkel, Lineal, Bleistift, Siegellack und Licht dazu herreichen mußten; ich? ich lief im funfzehnten Jahre davon, die Zinsen von zehn Jahren meines Vermögens, die er mir jedes Mal auf die gehörige Stunde in guten Papieren brachte, in meiner Tasche. Ich schwor auf dem ersten Hügel jenseits der Grenzen seines Dorfs, über die ich nie hatte kommen dürfen, allen Gesetzen, allen Uhren, aller

Ordnung im Leben ab, und nun flog ich, wie meine Hebamme, der Sturmwind, in die freie Welt, in das Leben hinein, nachdem ich meine Taschenuhr an einem Grenzsteine zerschlagen hatte.

Ich war glücklich, wie ein Knabe seyn kann, der seinem dunkelsten Gefängnisse entsprungen ist. Ich konnte essen, wenn mich hungerte, trinken, wenn mich durstete, mich auf einen Heuschober werfen, wenn ich ermüdet war. Ich war glücklich.

Ich war gut unterrichtet, und glaubte sogar, die Welt, in der ich allein war, zu kennen.

Der Teufel weiß, an welchem Abgrunde ich stand, wenn mich nicht ein guter Engel gerettet hätte. Ein paar Tage mochte ich mit vollem Herzen fortgewandert seyn — nein, schönere Tage habe ich nicht wieder gehabt — mein Plan war, das weite, freie, wogende, wildstürmende Weltmeer zu sehen, und so war ich auf dem Wege nach Hamburg.

Ein Wagen kam mir nach. Ein Mann fragt mich nach etwas.

„Wohin wollen Sie?“ das war die zweite Frage.

„Ans Meer!“ die Antwort.

Der Mann lächelt, und bittet mich, einzusteigen. Ich steige ein, und der Mann mit einem offnen Gesicht frägt weiter, und ich erzähle ihm aufrichtig die ganze Geschichte meiner Gefangenschaft und meiner Flucht.

Erst lachte er über die drolligen Züge meines Lebens; dann aber wollte er mich bereden, zurückzukehren.

Darauf war ich gefaßt. Ich erklärte ihm, daß ich mich lieber jedem Elende Preis geben wollte, als in meine Marterkammer zurückkehren. Er fragte nun nach dem Namen meines Oheims, nach meinem. Ich war aber fest entschlossen, die Namen nie, nie einem Menschen zu nennen.

Er nahm mich mit nach Hamburg. Er stellte mich seiner Familie vor, unter seinem eigenen Namen. Ich faßte zu diesem edlen Menschen ein unbegrenztes Vertrauen, aber dennoch nannte ich mei-

nen Namen nicht. Endlich ließ er mir meinen Willen. Ich übergab ihm meine Papiere, die eine beträchtliche Summe ausmachten. Er erlaubte mir, kleine Reisen zu machen und meine Lust zu befriedigen. Auf eine Schule wollte ich nicht, ich wollte mein eigener Herr bleiben. Der war ich in seinem Hause. Ich fand Geschmack am Handel, mehr der Reisen willen, die er nöthig macht, als des Handels willen. Endlich that er mich zu einem Prediger auf dem Lande, bei dem ich vollkommen meine Freiheit haben sollte. O, Du guter Gotthold! Welch ein edler, welch ein weiser Mann! noch immer schwebt mir das Bild des theuren Greises vor, dem ich alles zu danken habe, was ich bin. Er hieß Held und war ein Held. Er hatte mit dem Leben wie ein Held gekämpft, und endlich hatte er hier die Ruhe gefunden, die er lange vergebens suchte.

Er hatte in mir mit dem Hochmuthe meiner unbegränzten Freiheitsliebe, der durch den glücklichen Versuch die Freiheit

zu erhalten, unbändig geworden war, zu kämpfen. Ich hielt nichts für groß, als die Behauptung seines Willens gegen die Natur, gegen die Gewalt der Menschen, gegen das Schicksal. Ich mußte so denken. Er hatte in seiner Jugend fast eben so gedacht. Er griff mein System nicht an. Er gab ihm ein Gegengewicht. Er foderte von mir die höchste Toleranz für die Menschen, weil ich sie für mich von ihnen foderte. Er befestigte in mir aus meinen eigenen Grundsätzen den stärksten Willen, nie einen Menschen zu meinen Absichten zu gebrauchen; für mich allein, aber allein, zu stehen, so lange ich könnte und Kraft dazu fühlte.

„Wie Brutus!" rief ich; denn das war mein Held.

„Und Brutus wollte das Unmögliche mein Sohn! Er wollte eine Freiheit, die verschwunden war, Römer, die nicht waren, eine Verfassung, die Caesar nicht gestürzt hätte."

Eben darum ist er der größte Mann,

weil er allein wollte, was er für Recht hielt, und daran alles, alles setzte.

„Mochte er sein Leben daran setzen, was ihm ohne die alte Freiheit klein schien; aber durfte er auch das Blut der Legionen daran setzen, das zu Philippi floß? Er thats. O weh! weh des großmüthigen Herzens, das sich durch Ideen so hülflos machte, daß er, den Dolch in der Hand, sagen mußte: „Die Tugend ist ein leerer Name!““

Was sollte er thun?

„Ich weiß es nicht. Mit sich allein stehen, seines Glaubens leben und sterben. Er war ein Mensch, wie alle; er war kein Gott, der sagen kann: „Ihr sollt!“ Der schwache Mensch kann nur sagen: „Ich, ich will! Ich allein!“ Und bedenkt er, wie viel Theil an seinem Willen der Jugend dunkle Träume, der verborgenen Leidenschaft Glut, der Eigenliebe leises Spiel, und selbst unerkannte Irrthümer haben: so sollte er selbst: „ich will!“ mit bescheidener Furcht sagen.“

Ich stutzte, und wurde demüthiger.

Da ich nichts für groß hielt, so flößte er meinem Herzen die Liebe für ein beschränktes Leben ein. Er zeigte mir in tausend Beispielen, wie das häusliche Leben des Menschen alle Tugenden entwickelte, die ich bewunderte: die Hingebung, die Aufopferung, die Liebe, die felsenfeste Treue, das reinste Vertrauen; wie der herrschsüchtige, habsüchtige, ungerechte Große in seinem Hause sanft, treu, nachgiebig, gerecht sey; wie alle Tugenden in dem Familienleben, als in ihrem natürlichen Boden, wie lauter Freuden, blüheten, und fast alle Verbrechen außer dem Hause geboren würden: und sein Haus war das leuchtende Beispiel dieser Tugenden und dieses Glücks.

Ihm verdanke ich es, lieber Gotthold, daß ich in den gefährlichsten Stunden meines Lebens nicht in meinen hülflosen Ideen, alles von mir selbst zu nehmen, unterging. Ich hatte den höhern Stolz von ihm erhalten, meinen Muth nur gegen das Unglück und gegen die Leidenschaft zu zeigen, nicht gegen den

Menschen, nicht mit meinen Grundsätzen zu prahlen, sondern sie sanft und ruhig auszuüben.

Aber in die Welt trieb mich eine unwiderstehliche Lust.

„Werde kein Abentheurer, mein Sohn!“ sagte er sanft, da ich ihn verließ — „das reizt jedes junge Herz. Der Mensch, der kein Vaterland hat, kein Haus, findet nirgends Vertrauen; er bleibt allen Menschen fremd und verdächtig. Der Mensch soll in einem Boden, wie ein Baum festwurzeln; ein Vagabond ist wie eine Schmarozzerpflanze, die einen fremden Baum umschlingt und aussaugt. Geh, Geh! aber kehre zurück und sey ein wahrer Mensch, Freund, Gatte, Vater und Bürger! Versprich mirs, mein Sohn!“

Ich versprach es, und habe Wort gehalten.

Mein Vermögen war vergrößert in der Handlung meines Hamburger Freundes. Es wuchs noch alle Tage; denn ich bedurfte sehr wenig. Das Nachdenken über den Wunsch, meine Unabhängigkeit

zu bewahren, und ganz rein zu bewahren, zeigte mir das leichte Mittel dazu, die Entbehrung. Das einfache Haus meines Lehrers hatte sie mich gelehrt. Mit meiner Flöte, und dem Zeichengeräth in der Tasche, ein leichtes Päckchen mit Wäsche auf dem Rücken, das Herz voll Muth und jugendlicher Freude, den Kopf voll mannigfaltiger Kenntnisse ging ich durch die Pforten der Welt in das Leben hinein. Ich war allein; aber ich hatte keine Langeweile. Ich hatte mich ein Jahr lang auf meine Reise vorbereitet, unter meines Lehrers Aufsicht. Ich machte Musik, ich zeichnete, ich schrieb, ich war überall, wohin ich kam, mit dem Volk fröhlich; und da fand ich den schönen Genius meiner ersten Liebe: Dich, mein Gotthold! Dich! meiner ersten Liebe und meiner schönsten. O weißt Du, wie ich Dich einholte auf dem Wege zu Madonna del Monte, wie unsere Blicke vertrauensvoll in einander fielen, wie der Name: deutscher Landsmann! das Band der Freundschaft schlang? wie Du dahin zeigtest, wohin ich entzückt

schaute; wie wir uns überall auf Einem Wege, auf Einem Gedanken, auf denselben Wünschen, fast mit denselben Planen fanden? Weißt Du noch, wie die jungen Herzen zusammen sanken, noch ehe wir uns liebten? Und wie wir nun, wie Zwillingsbrüder, treu zusammen hielten, und jeder Tag ein neues und festes Band um unsere Herzen schlang? O es sind viele Jahre seitdem verflossen; aber das Andenken an Dich, an Deine Liebe, schimmert noch aus dem Nebel der Vergangenheit hell hervor, wie der Abendstern in der Dämmerung des Abendhimmels. O ich habe den hellen Morgenstern meiner schönen Jugend, meinen Gotthold, nicht einen Augenblick vergessen!

Du lächeltest immer, wenn Du mich nebenher Kaufmannschaft treiben sahst. Ich hatte von meinem edlen Freunde in Hamburg Aufträge, den Weinhandel in Bordeaux, den Oel- und Seidenhandel in Frankreich und in der Lombardei recht eigentlich zu studieren. Ich las darüber, sah, prüfte, verglich, reiste;

sprach mit den Landleuten, mit den Kaufleuten: und mein Hamburger Freund gab mir Aufträge, zu kaufen. Ich hatte Gelegenheit, die Güte des edlen Mannes zu vergelten. Ich kannte das Geschäft, wie gewiß kein Kaufmann; denn ich hatte es eigentlich studiert. Ich kaufte, und so glücklich, so zu rechter Zeit, daß mein edler Freund ungeheuer dabei gewann. Ich kaufte sogar für meine eigene Rechnung; und in der That, Gotthold, diese Thätigkeit gab meinem Leben eine Haltung, die Deinem fehlte. Ich war glücklich.

Nach Deiner Abwesenheit hatte ich keinen Trost, als allein in dieser Beschäftigung. Ich machte die Bekanntschaft von vielen großen Handelshäusern in Frankreich und Italien, die mir nachher unbeschreiblich nützlich wurden.

Schon in Hamburg, wenn ich die Kraft sah, welche der Reichthum dem Menschen giebt, und wenn ich sah, wie eben dieser Reichthum nur wieder fast allein an den Luxus, an die Eitelkeit, an den Tisch, an Equipagen, an den Glanz

verschwendet wurde und für das Ganze nichts geschah, ergriff mich zuweilen der Wunsch heftig, reich zu werden, und den Reichthum auf eine edle Weise zu gebrauchen; aber doch schien er mir wieder eine schwere Fessel, die seinen Besitzer an Einen Ort heftet. Andere frühere Ideen, der Jugend, der Freiheit, verschlangen den Wunsch.

Jetzt erwachte er aufs Neue. Ich wurde wenigstens wohlhabend, und seit Du weg warst, habe ich manche Thorheiten nicht begangen, weil ich ein Geschäft hatte, was meine Thätigkeit erfoderte.

Ich ging über die Pyrenäen, und nach vier Jahren kehrte ich nach Deutschland und Hamburg zurück.

Du wirst endlich hören, in welchem Zusammenhange das alles mit Dir steht.

Mein Kaufmann empfing mich mit unaussprechlicher Freude. Er drang in mich, mich in Hamburg zu besetzen. Er zeigte mir bei meinen Kenntnissen, bei meinen so genauen Bekanntschaften in Italien

lien und Frankreich, die nahe Aussicht eines großen Reichthums.

Aber sieh, lieber Gotthold, wie seltsam der Mensch ist! Es war mir unmöglich, ein Gewerbe aus der Thätigkeit zu machen. So im Vorbeigehen einen Vogel im Fluge zu schießen, war mir angenehm gewesen; aber das ganze Leben auf dem Anstande zu stehen, war mir schlechterdings zuwider. Ich schüttelte den Kopf, und machte Anstalt zu einer neuen Reise nach Griechenland, dem edlen Mutterlande der Künste und der Weisheit.

Mein edler Lehrer war todt. Sein Sohn, der jünger war, als ich, war, wie man sagte, zu einem Verwandten nach Wirtenberg oder Baden gezogen.

So viel Mühe ich mir auch gab, seinen Aufenthalt auszuforschen, war dennoch alles vergebens. Ich erfuhr nichts von ihm. Ich saß eine Stunde auf dem Grabe des ehrwürdigen Greises. In seinem Hause lebte ein vielwissender junger

Mann mit einer geputzten Frau. Ach, ich machte, daß ich fortkam!

In Hamburg fand ich einen jungen Russen, Stroganof, im Weinhause. Ich hatte eben mit Herrn Samuel Werft meine Rechnung abgeschlossen, und hatte eben über eine hübsche runde Summe einige tausend Mark, die ich gern verschleudert hätte, eben weil sie drüber waren.

„Eben deshalb," sagte Werft lachend — „passest Du dennoch nicht zu einem Kaufmann."

Das mochte wohl seyn. Aber mein Russe trinkt seinen Wein, stößt das Glas auf den Tisch, daß es in Scherben zerspringt, und thut einen Fluch beim heiligen Nikolaus, und Thränen stürzen dabei aus seinen Augen.

Ich bringe ihm ein neues Glas, und setze mich an seine Seite.

Er sieht mich barsch an, und dreht mir den Rücken zu.

Ich nehme ruhig meinen Stuhl, und

setze mich an seine andere Seite, seinem Gesicht gegenüber.

„Wollen Sie Händel, Herr?" ruft er, und sieht mir muthig ins Auge.

„Mit diesem ehrlichen, edeln Gesicht gewiß nicht."

„Auf das mir kein Mensch einen Rubel borgt."

„Ich borge Einen mit ein paar Nullen darauf." (Der Mensch hatte ein edles Gesicht.) „Was ist Ihr Unglück?"

„Daß ich nicht in einer Mönchszelle in Georgien geboren bin! Ich kann mich nicht bücken."

„Kann man es dort?"

„Ja, die Mönche wohnen in vier Fuß hohen Zellen, um eine demüthige Gestalt zu lernen."

„Und blasen sich auf? Unsere Geistlichen lernen es ohne Zellen. Gregor kroch so auf den Stuhl Petri."

„Wer hinauf will, muß sich bücken."

„Aber erst fallen, wie die Schlange, die nach dem Sündenfalle kroch."

„Aber Schmerz ist Schmerz, man mag aufrecht stehen oder kriechen.“

„Träfe der Pfeil des Geschicks den Aufrechtstehenden nicht: so würde ein Schurke so aufrecht stehen, als Sie und — auch ich: Er hat sein Kennzeichen: er kriecht.“

Unsere Hände hatten sich bei dem Gespräch in einander gestohlen.

„Aber was giebts?“ fragte ich nun.

„Was die Eins mit zwei Nullen nicht heilt.“

„Mit drei Nullen?“

Er schüttelte heftig den Kopf. „Ich bitte Sie, lassen Sie uns davon schweigen!“ Er stieß mit mir an.

„Mit dem ich Brodt esse, sagt der Araber, ist mein Bruder; Wir sagen: mit dem ich trinke, ists. Was giebts? Was ist Ihr Unglück?“

„Können Sie mir viertausend Thaler borgen?“

„Ich kann.“

„Wollen Sie?“ sprach er erblassend und dann erröthend vor Hoffnung und Unruhe. Thränen bedeckten seine Wangen.

„Ich will."

„Aber sogleich; denn, Herr! mein Schicksal drängt furchtbar."

„Auf der Stelle."

Ich zog mein Taschenbuch hervor, legte die Banknoten auf den Tisch, und Er, mit einer Bewegung, die fast schrecklich war, legte die zitternden Hände auf das Papier, fragte schluchzend: „das ists? mein? gewiß? — Herr!" rief er dann, die Papiere auf seine Brust drückend — „Diese Papiere, die ich sonst verächtlich nannte, geben einem Verzweifelnden das höchste Glück des Lebens." Er sah mich wieder mit wilden Augen an.

„Was ist Ihnen? was wollen Sie?"

„Nichts, nur wissen, wissen, Herr; mit welchem Gesichte Engel erscheinen, mich nicht bücken vor Ihnen; denn ich fühle es jetzt, daß ich ein Herz habe, wie Sie." Er war unruhig. Er griff nach Papier, um mir einen Wechsel zu schreiben. Ich hielt ihn. „Ihr Gesicht ist mein Wechsel. Ich würde dreist auf Sie Mil-

lionen ziehen, mehr als das, Ihre Freundschaft.“

„Mein Leben!“ rief er heftig — „Nein, von jetzt an bin ich Ihr Schuldner nicht. Ich habe bezahlt. Ich habe. Ich heiße Stroganof aus Riga. Wo finden Sie meine Briefe?“

„Hier, bei Samuel Werft. Ich heiße Runde.“

Er schrieb das auf, flog an meine Brust, und fort war er.

Du wirst hören, wie das in mein Leben eingreift.

Ich erzählte meinem Samuel meine Begebenheit; denn meine Brust war voll.

Er lachte. „Hätte ich ein Narrenbuch, mein Sohn: Du solltest oben an stehen drin.“

Das war sein Ernst; aber dennoch hingen Thränen in seinen Augen. Da hast Du das gabelförmige Geschöpf, dieses zweideutige, auf das Thier gepfropfte Engelsgesicht wieder und immer wieder!

Am andern Morgen öffnete sich meine Thür, und Stroganof führte ein

Mädchen, schön wie ein Engel, auf mich zu, und rief: „Mich retteten Sie, und diese, diese Seele voll Unschuld, Schönheit und Liebe! Das ist er, Sophie! Das ist Dein Retter, der Schutzgeist unseres Glücks. Reiche ihm Deine keusche Lippe, laß ihm Dein nasses Auge sehen; und hört er, und er soll es hören, Sophie, wie glücklich wir sind, und," fuhr er sanft weinend fort — „fühlt er das Glück, daß er in einem Winkel der Erde einen Menschen hat, der für ihn in das Grab steigen würde: so — denn ich weiß jetzt, daß Sie nicht so reich sind, als ich gestern glaubte."

„Der reichste Mensch der Erde!" rief ich ihn umarmend, und seine Geliebte an meine Brust drückend.

Er hatte nicht einen Augenblick Zeit mehr; er wollte mit der Familie seiner Braut eben absegeln.

Ich war ein glücklicher Mensch!

Herr Samuel hatte sich nach Stroganof auf der Börse bei Russen aus Riga erkundigt.

„Hätten Sie sparen können, Vater!“

„Freund, ehrenwerthe Kaufleute; aber sie zuckten die Achseln. Er hat sich nicht an seine Landsleute gewendet. Warum nicht?“

„In einem solchen Falle, Väterchen, würde ich mich auch an keine Kaufleute wenden.“

„An mich doch? hoffe ich!“ rief er böse, sehr böse. „An mich doch? Und müßte meine Firma, die schon seit zweihundert Jahren in beiden Welten geehrt wurde, darüber brechen: so verließ ich Dich nicht!“ rief er mit Thränen.

„Vater!“ rief ich weich — „jetzt ehrt eine dritte Welt, die höhere, die Welt der Geister, die Ewige Ihre Firma; ihr Herz, die Firma, die allein in jener Welt gilt.“

Wir schlangen die Arme um einander, und ich fühlte, er würde jedem Unglücklichen ohne Verzug gewiß mit einer großen Summe geholfen haben, und Engel haben diese Minute ihm zu Buche getragen.

Fortsetzung.

Es giebt zehntausend und aber zehntausend alberne Fratzen, die das Leben des Menschen zerrütten; keine ist schöner und süßer als die Eitelkeit, vor seinen Landsleuten Parade zu machen. Es geht kein Handwerksbursche durch das Thor seiner Vaterstadt, wenn er von Augsburg oder Danzig zurückkommt, der nicht zum Mindesten den Hut schief setzt, und mit seinem fremden Dialekt Vettern und Muhmen in Erstaunen setzen will.

Werft nannte kaum meine Vaterstadt, wo ich mein Vermögen zu heben hatte, so setzte ich meinen Hut schon schief, und machte alberne Plane.

Der Teufel der Habsucht hatte mich in Stricken. Es kostete dem alten Werft keine Mühe mehr, mich zu bereden, mit ihm in Kompagnie zu treten, unter der Firma: Samuel Werft.

Ich war noch ein Jahr in Frankreich und Italien, nur allein des Handels willen. Ich war das Schooß-

kind des Glückes, ich war ein sehr reicher Mann.

Ich versöhnte meinen Samuel mit seinem Neffen kurz vor seinem Tode. Ich übergab die Handlung dem Neffen, und nun ging ich in mein Vaterland zurück.

Fünf Meilen von meiner Vaterstadt kam ich in eine Gegend, wo ich in meiner Kindheit ein Jahr zugebracht hatte. Alle meine Pulse schlugen. Ich war unbeschreiblich glücklich. Ich streifte in der schönen Wildniß von Höhen und Thal umher. Gegen mir über von der Höhe erklingt eine Flöte, und blies eine meiner Lieblingsmelodieen. Ich ziehe meine Flöte hervor, und blase die zweite Stimme. Eine Pause. Die Flöte hebt wieder an, ich begleite. Nun hebe ich an. Die Flöte ahmt meiner nach, und gewiß nicht leichte Gänge. Blasend das bekannte Lied: Wo find' ich Dich? Welch Thal birgt den Geliebten? gehe ich dem Orte zu, wo die Flöte tönet, und mir kommt ein junger Mensch entgegen, mit zögerndern Schritten, mit scheuen Bli-

cken; aber mit einem weichen, fast Mädchengesicht. Zwanzig Schritte von mir bleibt er stehen, mich verschämt betrachtend und furchtsam.

Er war fast ärmlich bekleidet; aber mich zog sogleich das dunkelblaue, sanfte und doch trunkene, dichterische Auge an. Seine Stimme war fast so weich, wie die Flöte, die er sehr schön blies. Wir bliesen zusammen, redeten dann über Musik, die er Dichtkunst des überfüllten Herzens nannte, die Sprache aus einer schönern Welt. „Sie macht sogar,“ sagte er mit einem schaamhaften mädchenhaften Niederschlagen des Auges — „den höchsten Schmerz zu einer wehmüthigen Freude, dem Hoffnungslosen giebt sie die Hoffnung wieder.“ Er hob bald das Auge, bald senkte er es, wie ein Mädchen, das immer glaubt, zuviel gesagt zu haben. Er war hier zweiter Aktuarius auf dem Justizamte. Ich ging mit ihm in der Gegend umher; darüber war es Abend geworden. Er bot mir seine Wohnung, sein Bett furchtsam an für die Nacht. Ich

nahm es an. Er bewohnte ein Stübchen, klein, einfach ausgestattet. Ungeheure Stöße Akten lagen umher. Eine kleine Zahl Dichter standen da, einige Reisebeschreibungen und einige Juristen. „Wie verträgt sich die Dichtkunst mit den Akten?“

„Es muß seyn!“ sagte er lächelnd — „um desto süßer ist der Abend.“

Er schaffte mit Mühe eine Schüssel für seinen Gast an.

Er betrachtete mit Vergnügen meine Flöte, durchlief ihre Töne. Sie war sehr viel schöner als seine. Ich bat ihn, zum Andenken des heutigen Abends, seine Flöte mit meiner zu tauschen. Ich konnte ihn kaum bereden.

Endlich hörte ich zufällig, daß er in meine Vaterstadt zu Hause gehörte. Sein Vater war Registrator beim Magistrat. Er redete mit einer unbeschreiblichen Ehrfurcht und Zärtlichkeit von seinem Vater. Sein Auge leuchtete vor Entzücken und Schmerz, da er den festen Muth erhob, die Ruhe, womit sein Vater nicht nur ein

sehr beschränktes, zuweilen hartes Leben ertrug, sondern es sich und seiner Familie zur Freude machte.

Er erzählte dann einzelne Züge aus dem Leben seines Vaters, mit blitzenden Augen, durch die aber doch Thränen zu brechen droheten.

Ich erzählte dann von meinen Reisen. Er hörte lächelnd zu und sagte: „Ich hätte das wohl gewünscht, ach, wie sehnlich oft!"

Dann sah er in die Ferne, als ob er die Wünsche und die Träume seiner Jugend wiederholte, und auf ein Mal setzte er hinzu: „Aber das Schicksal schlägt theurere Wünsche ab, als diese."

„Welche?" fragte ich.

Er erröthete. Dann sagte er: „Mein Vater, zum Beispiel, hat den Wunsch —"

Sieh, Gotthold, der Bruder des alten Registrators stirbt mit einer Schuldenlast von zweihundert Thalern.

Die blasse Lippe des Sterbenden nennt die Summe der Schuld, das erlöschende

Auge sucht Hülfe bei seinem Bruder, der eben so arm ist, als er.

„Stirb Du unbekümmert, Bruder,“ sagt der Registrator — „ich trete in Deine Stelle!“

Da lächelt das Auge des Sterbenden noch ein Mal, und erlischt auf immer.

Nachdem Sarg, Grab, Geläute, Kirche und Kirchendiener, die Letzte der tausend ägyptischen Plagen des armen Menschen, die ihn über die Gränze des Lebens verfolgt, bezahlt sind, ist für die Schuld nicht Ein Thaler mehr übrig.

Der Registrator, mit dem Flor um den Arm, hält Heerschau über alles entbehrliche Geräth in seinem Hause, über jedes mögliche Ersparniß, um die Schuld seines Bruders zu bezahlen.

„Es ist fast nicht möglich!“ sagt die weinende Frau; und zieht einen silbernen Becher, ihr Pathengeschenk, hervor, in einer dreißigjährigen Noth noch immer gerettet. Der Mann legt seine silberne Uhr dazu: „denn wir haben ja die Kirchuhr vor der Thür!“ — Seine silbernen

Ein liebliches Gesicht darunter, das auf einer schlanken Gestalt saß, hatte mich angezogen. Ich ging ihr nach bis vor ihre Wohnung, ich sah sie auf ihrem Zimmer, gegenüber stehend, bis ihr Licht erlöschte. Ich fand endlich den Gasthof, wohin mein Bedienter mit meinen Sachen vorausgegangen war.

„Halt!" rief ich im Bett — „ich will Frieden haben mit meiner Vaterstadt, und gäbe sie mir nichts, als noch einen Tag wie heute!" Und so warf ich die Sorge, in wessen Händen mein Vermögen stehen könnte, weit von mir.

Am andern Morgen nahm ich meinen Wirth, unter meinem Namen Runde, ins Verhör, und hörte: Herr von Schwalike, und Frau Margarethe von Ahrenswalde, sind seit zehn Jahren todt.

„Ihr Vermögen?"

„In den Händen weitläuftiger Verwandten."

„Und ihr Neffe?"

„Ach der — war ein Taugenicht, lief davon und ist todt!"

„Und sein Vermögen?"

„So viel ich weiß, hatte der nichts; sonst hätte wohl die Obrigkeit das Ihrige gethan."

Die Nachrichten waren nicht tröstlich. Ich nahm meinen Hut, verbot meinem Bedienten, über mich zu reden, und ging nach dem Gute meines Oheims, das eine Viertelstunde von der Stadt lag, zu dem Herrn von Dreschel, der meines Oheims Erbe war.

Ich ließ mich unter meinem wahren Namen Ahrenswalde bei ihm melden.

Man nahm mich an. Dreschel nahm mich mit Freimüthigkeit auf; aber eine gewisse Verstörung lag deutlich auf seinem Gesicht. „Ich meinte," sagte er lächelnd — „die Ahrenswalde wären ausgestorben."

„Ich bin der Letzte, und der Neffe des Herrn von Schwalike."

Nach einer langen Unterredung, in

der er mich umschlich, wie die Katze ihren Raub, brachte er mir einen Todtenschein, den er unter meines Oheims Papieren gefunden haben wollte. „Sie werden Mühe haben," sagte er scherzend — „ihr Leben zu beweisen. Hier ist Schwarz auf Weiß, daß Sie todt sind."

Ich lachte. „Sie haben unter meines Oheims Papieren auch die Schriften über mein Vermögen gefunden? Was freilich mein Oheim erbte, wenn Schwarz auf Weiß mehr gilt, als Leben."

„So viel ich weiß, hat man nichts gefunden. Das müßte, dünkt mich, eher auf der Vormundschaftskammer gesucht werden, als bei mir. Aber in der That, wenn das Alles ist, worauf Sie rechnen können: so bedaure ich Sie," setzte er, sich bückend, hinzu. „Hier bin ich Erbe durch ein Testament ihres Oheims."

„Das sich wohl auf meinen Todtenschein stützt?" Ich sah ihn fest an, er veränderte die Farbe.

„Mein Oheim war reich, sehr reich," fuhr ich fort, so schneidend als möglich —

„ich gebe indeß sein Vermögen auf, unter der Bedingung, daß man mir das Meinige nicht streitig macht. Sonst bin ich entschlossen, wie ein Mann alles, worauf ich sonst noch rechnen kann, daran zu setzen, mir durchaus Recht zu verschaffen. Denn sehen Sie, hier habe ich eine Abschrift von meinem Vermögen, von meines Oheims eigener Hand."

Er erblaßte, da er die Hand meines Oheims erkannte, und wieder, da ich einige Summen vorlas mit dem Namen der Menschen, wo sie ausgethan waren.

„Das muß sich gar leicht finden lassen, meinen Sie nicht, Herr von Dreschel, wer diese Summen gehoben hat?"

Er war so außer sich, daß er stotterte.

„Diese Summen hat Ihr Oheim gehoben," sagte er endlich.

„So wird sein Erbe sie mir zurückzahlen!" erwiederte ich lachend.

„Wenn er muß, ja!" rief er trotzig.

„Muß er das, so muß er noch mehr!" sagte ich langsam und kalt, ihm jede Silbe zuzählend. „Will er aber, so will ich

nur mein Vermögen. Herr von Dreschel, ich möchte gern in Frieden mit Ihnen auseinander!"

„Sie bedenken nicht," sagte er ganz kopflos — „daß Sie todt sind."

„Und Sie nicht, daß ich lebe!"

Wir schieden. Ich ließ mir den ehrlichsten und besten Advokaten nennen; denn ich war in Athem gekommen. Ich war ordentlich hitzig auf einen Proceß, den ich hasse wie die Sünde.

Ich gehe zu dem Advokaten. Er hört mich ernsthaft an, läßt sich zweimal erzählen, manche Sachen dreimal, liest die Abschrift von meinem Vermögen bedächtig, frägt, ob noch andere Papiere in meiner Gewalt sind, sieht an die Decke, an den Boden, und frägt endlich: wer ich bin, nach meinen jetzigen Umständen, sagt mir, daß ich mit einem mächtigen Manne zu thun habe, der in dem Kredit eines ehrlichen Mannes stehe. Daß ich hingegen, meinem Oheim davon gelaufen, das Vorurtheil gegen mich haben würde.

„Was geht das der heiligen Gerechtigkeit an?“ frage ich.

Er erbietet sich, mit dem Herrn von Dreschel zu reden.

Nach drei Tagen will er mir Antwort sagen.

Nach drei Tagen kommt er zu mir.

„Ganz klar ist die Sache nicht,“ meint er. „Es könnte ein Proceß werden, der Jahre dauerte, und Geld kostete. In dem Testamente des Oheims stände nicht ein Wort von meinem Vermögen. Und da mein Oheim der ordentlichste und pünktlichste Mann gewesen: so — vielleicht wäre Herr von Dreschel zu einem Vergleiche zu bewegen, obgleich er noch nichts davon hören wollte.“

„Wenn er mir mein Vermögen zahlt.“

Mein Mann zuckt die Achseln, und ich dringe auf die Klage.

Nun saß ich in Dantes Vorhölle.

Ich hielt meinen Advokaten für einen Spitzbuben; denn der verdammte Handel rückte trotz aller Termine, Dupliken, Repliken, nicht einen Schritt weiter. Aber

er war ein ehrlicher Mann, wie ich nachher erfuhr, der den faulen Esel der Gerechtigkeit nicht vom Fleck bringen konnte.

Der Proceß machte Aufsehen in der Stadt, und ich dazu. Ich war entlaufen; ich hatte, ein Abentheurer, mein Vermögen in Paris verthan, verspielt, vertrunken; nun komme ich als ein Bettler zurück, um eine respektable Familie aus ihrem Hause zu vertreiben. Man weist mit Fingern auf mich. „O meine theure Vaterstadt!" rief ich hundert Mal. „Verdammtes Nest!" Ich war teufelstoll! Mein Advokat blieb ruhig dabei: ich müßte gewinnen, wenn Dieses wäre und Jenes; und könnte verlieren, wenn Dieses wäre und Jenes.

„Ich will Frieden haben mit der Vaterstadt!" sage ich endlich, und greife zu meiner Flöte. Die Flöte erinnert mich an den Registrator.

„O zum Henker!" sage ich — „habe ich den ehrlichen Mann darüber vergessen können!" Ich nehme meinen Hut und gehe zu dem Registrator, Herrn Winter.

Ich trete in ein kleines Stübchen. Ein Mann, in einer weiß gepuderten Beutelperücke, in welcher ein hageres, steinernes Gesicht steckte, mit blitzenden, blauen, großen Falkenaugen, klein und verdorrter Gestalt, tritt mir langsam schreitend entgegen. Mit einer harten Stimme, so laut, als predigte er, hieß er mich willkommen. „Was beliebt Ihnen?"

„Der Rath eines ehrlichen Mannes."

Seine Frau, mit dem sanftesten, gutherzigsten Gesicht von der Welt, schob mir einen Stuhl hin. Ich nannte meinen Namen. Er heftete die Adlerblicke über der Adlernase fest auf mich bei dem Namen.

Ich erzählte ihm den Proceß, worein mich der Teufel verwickelt hätte.

Erst schnauzte er mich mit seiner eisernen Stimme an, über mein Weglaufen. „Das ist der Teufel, der Sie in den Proceß verwickelt hat!" Dann fuhr er fort: „Nun hat die Stadt Sie in der Hechel. Ein Richter ist ein Mensch, so gut wie meine Frau, (die Frau wurde

blutroth) und ob ich zwar nicht die Hälfte des Bösen von Ihnen glaube, was die Stadt sagt: so würde ich mich, und gewönnen Sie Ihren Proceß, und Ihres Oheims Vermögen auch, zehn Mal besinnen, ehe ich Ihnen da meine Tochter zur Frau gäbe, die nichts hat, als einen ehrlichen Namen, der aber nicht so ehrlich ist, als ihr Herz. Sehen Sie, das kommt vom Weglaufen!"

Ich sah seinem zeigenden Finger nach, und sah hinter mir seitwärts seine Tochter sitzen.

Sie hatte außer dem ehrlichen Namen und ihrem Herzen, noch sehr viel mehr, als der Alte wußte: ein paar helle blaue Augen, einen goldnen Lockenkopf, ein paar Grübchen in den Wangen, sogar ohne zu lächeln, die schönste Ruhestätte Amors, wie der Dichter sagt, einen Kopf, wie er nicht schöner auf der himmlischen Venus Schultern sitzen konnte. Mehr konnte ich nicht sehen; denn die Gestalt war hinter ihrer Arbeit verborgen, und auch sah ich nur die schöne Büste einen Moment;

denn sie bückte ihr Gesicht nieder, um mir die Glut ihrer Wangen, die ihres Vaters Worte erregt hatte, zu entziehen.

Und hat das Mädchen nur die Hälfte von ihres Bruders Geiste, dachte ich: so — der Alte hob wieder an, nachdem er ein wenig in den Akten geblättert hatte, die ich ihm gegeben: „Das Ding kann zehn Jahre dauern; denn ein Proceß ist zanksüchtiger als eine böse Frau — hier wurde seine Frau nicht roth. Ein gutes Zeichen! — die immer wieder anhebt. Ich bin grau unter den Akten geworden; aber ob so oder so entschieden wird, das ist ein wahres Würfelspiel, und hier nun, Herr, wo alles gegen Sie ist, Ihres Gegners Reichthum, Ihre Armuth, die Meinung der Stadt, und wer weiß, ob nicht auch der Teufel einer lang angelegten Chikane; denn Ihr Todtenschein sieht darnach aus. Wenn man nur wüßte, wer ihn her geschafft hätte!"

„Wenn Sie die Akten mit Muße ansähen."

„Ist kaum nöthig. Denn Ihr Advo-

kat, ein ehrlicher Mann, soviel das Auge eines Menschen dafür bürgen kann — hat mit mir ausführlich darüber geredet. Ich nahm sogleich ihre Parthei, obwohl hier und da" — er warf einen Blick auf Frau und Tochter. „Und nun ich Sie gesehen und gehört, wollt ich schwören, Sie wären troß Ihres Weglaufens in der Welt ein braver Mensch geworden — was, das könnt Ihr mir glauben, liebe Frau, und Du Minette, gar nicht leicht ist! Ja, da hinter Deinem Nähzeuge, in des Vaters Hause, unter der Mutter sorgenden Augen, und welcher Mutter, lieber Herr! (Du hättest die Adleraugen sehen sollen, Gotthold!) da ist es keine Kunst, gut zu werden und zu bleiben. Aber funfzehn Jahre alt, und allein in der Welt, ohne Zügel, ohne Rath. —"

„Ich fand Zügel und Rath. Ich fand einen Vater, der mit Ihnen um den Preis der Liebe und der Redlichkeit streiten konnte."

Meine Brust war voll Zärtlichkeit bei diesen Worten.

„Gott sey gelobt!“ sagte er mit weicher Stimme, mir die Hand reichend. „Ich habe auch einen Sohn, der auch gern hinaus wollte in die weite Welt. Mocht ich doch wohl zu streng mit ihm seyn. Die Liebe der Beiden erhielt ihn mir. Ja, Euch danke ichs, lieben Kinder!“

Es war etwas so Weiches unter uns gekommen. Ein Jahr Umgang hätte uns nicht so bekannt machen können, als diese Minute der Rührung.

Er bat mich, zu erzählen, wer mein Schutzengel gewesen wäre. Ich hob an. Er winkte Frau und Tochter heran, und nun saß Minette einen Schritt von mir. Ich sah Profil, Gestalt, Arm und Fuß, und jede kleine Bewegung, die sie machte, und die, wie es mir schien, nur Wirkungen ihrer inneren Bewegung über meine Erzählung waren, brachte mich oft aus dem Tacte. Ich erzählte nichts, als mein Leben bei meinem edlen Pfarrer.

Wie ich fertig war, und ich wurde mit einer großen Rührung fertig, die aber zur guten Hälfte von Minetten aus-

ging — denn jetzt sank ihr Nähzeug auf den Schooß mit den Händen, und das offene, klare, freundliche Auge war auf mich gerichtet. Jetzt, wenn ich sie ansah, erröthete sie, und nähete wieder, und das langsame Wallen der vollen Brust verrieth nur ihren Antheil an meiner Erzählung.

„Nun!" rief der Alte mit gerunzelter Stirn — „was sagt Ihr nun? Den Beiden da, lieber Herr, schlägt das Gewissen ein Wenig."

Die Mutter reichte mir die Hand, die Tochter zuckte, erröthete; aber sie reichte mir langsam die Hand doch.

Ich war so froh, daß ich dem Alten erklärte, ich wollte mit dem Herrn von Dreschel um das Urtheil des Processes würfeln.

„Also wieder weglaufen?" sagte er lächelnd.

„Ich will Friede mit meiner Vaterstadt!"

„Hm! Hm! Sie sollen Nachricht haben. Wo wohnen Sie?"

„Ich will gern kommen, wann Sie befehlen."

„Nein!" sagte er streng. „Nein!"

Ich sagte ihm meine Wohnung. Er stand auf, bückte sich, und ich mußte gehen.

Nach ein paar Tagen kam er. Es war mir eine Freude; denn er trug seine Uhr, seine Schnallen und sein Rohr noch.

„Es könnte wohl aufs Würfeln hinaus laufen, Herr von Ahrenswalde, wie Sie sagten; denn man hat Lust, Ihnen sogar Ihren Namen streitig zu machen. Sie haben Briefe unter dem Namen Runde bekommen."

Ich lachte.

Das nahm er übel. „Herr, für den ehrlichen Namen seiner Eltern sollten Sie streiten, und müßten Sie sich ins Armenrecht werfen, wenn es Ihnen an Gelde fehlt." Er war in einem zornigen Eifer über das Unrecht, das mir geschah. „Aber zum Vergleich muß es kommen, und fehlt es Ihnen, so habe ich funfzig Thälerchen,

die zu etwas anders sollten, das nun Gott Lob nicht nöthig ist."

„Und wenn ich verliere?"

„Nun, Herr! wofür bin ich ein Mensch? Wofür haben Sie Rath von mir verlangt?" Er schüttelte mir kräftig die Hand.

„Wenn Sie erlauben, so komme ich Morgen."

„Das nun eben nicht; denn gerade heraus: ich habe eine Tochter, die, wie gesagt, nichts hat, als einen ehrlichen Namen. Sie sind ein junger, hübscher Mann. Kurz, ich komme zu Ihnen."

„Wie Sie wollen," sagte ich lächelnd.

Hätte der Vater Jagd auf mich machen wollen, er hätte mich nicht sicherer einfangen können, als so.

Des Mädchens Bild stand im Traume und Wachen vor mir. Ich umhing es mit allen Glorien, Heiligenscheinen, Ehrenkränzen. Ich verglich das Mariengesicht, und ich hatte Recht, mit dem Gesicht der Madonna di Foligno.

So, wie die, schwebt sie vor meiner Phantasie auf dem Sonnenstrahl. O weißt Du, wir konnten uns von dem Bilde nicht losreißen! So konnte ich es jetzt nicht. Aber jetzt wußte ich erst, welch ein größerer Mahler die Liebe ist, als Raphael. Kurz, ich fuhr zu ihrem Bruder, denn zu ihr durfte ich nicht.

Er flog, voll von seiner Dankbarkeit, an meine Brust, und jetzt erst sah ich, wie ähnlich er seiner Schwester war.

„Wie glücklich haben Sie eine Familie gemacht! Wie sehr glücklich!"

„Wie glücklich mich selbst, wenn es gelungen ist!"

„Gelungen?" rief er mit glänzenden Augen, und zog einen Brief hervor, und las: „Dank dem edeln Unbekannten, der eine so schwere Sorge von dem Herzen unseres ehrwürdigen Vaters nahm!"

Er war von der Schwester. Ich zog meine Brnst voll Athem, und dann horchte ich.

Welch ein Brief! Frauen, heißts allgemein, schreiben bessere Briefe als Männer.

ner. Ich habe oft darüber gelächelt. Wir Männer schreiben für den Mann, der den Brief erhält, Frauen schreiben für tausend Augen. An ihrem Schreibtische ist ein Mädchen wie auf einem Balle, geputzt, zu gefallen. Aber dieser Brief kam aus des Mädchens überfülltem Herzen, und man hörte an zehn Stellen, er sollte nie vor ein anderes Auge kommen, als ihres Bruders; denn sie öffnete die ganze schöne Seele ganz, ohne Rückhalt, ohne Mißtrauen, arglos, als wären es nur Gedanken. Und dennoch, dennoch hing über jedem Worte, über jeder Sorge, über jeder Unruhe, über dem kleinsten Seufzer ein schöner Schleier der Jungfräulichkeit, die auch dem geliebten Bruder die stillen Geheimnisse der süß ahnenden Brust mehr verräth als entdeckt. Du hättest geglaubt, sie scherze nur, wenn nicht ein Ach! ein O! ein Gedanke an die sorgenlose Kindheit, an die schönere Freude, ein sanftes Licht einer stillen Sehnsucht über den ganzen Brief verbreitet hätte. Und nun bei dieser stillen Sehnsucht so viel

heilige Unschuld, welche des Herzens bessere Sehnsucht mit der Sorge um die Armuth der Eltern verwechselt, die eigene Unruhe mit der Unruhe ihres Bruders.

Ich war entzückt von dem, was ich hörte.

Ich bat ihn, mir den Brief ganz zu zeigen.

Er sah mich zweifelhaft an. Aber er wollte es mir, mir nicht abschlagen, dessen Großmuth den Brief hervorgebracht hatte.

Er gab ihn mir, und ging betrübt über den Verrath, um nicht Zeuge zu seyn, daß ein Fremder den Brief lese.

Sie schrieb eine schöne Hand, und so flüchtig, daß man wohl sah, sie schrieb viel. Ja, sie mußte Akten schreiben, welche der Vater ihr diktirte, sagte mir der Bruder nachher.

Guter Gott!

Ich fragte ihn nun, wie seine Schwester zu dieser reinen Bildung bei der Armuth ihres Hauses gekommen wäre. Er

erröthete. Er war ihr Lehrer gewesen, von Kindheit auf gewesen.

Nun war ich fest entschlossen, des Mädchens Hand zu gewinnen.

In den paar Tagen, da ich noch hier blieb, holte ich noch von dem Bruder tausend kleine Anekdoten von dem schönen Charakter meiner künftigen Frau heraus, und dann flog ich in die Stadt zurück. Ich wartete ein paar Tage auf Nachricht von dem Vater. Endlich ging ich zu ihm. Ich traf die Mutter allein, mit verweinten Augen, mit bleichem Gesicht. Ich frage nach dem Vater. Die Tochter kam, so leise gehend, so gebeugt, mit so trübem Blick, daß ein großes Unglück vorgefallen seyn mußte.

„Liebe Mutter, fassen Sie Muth, der Vater kommt schon daher. Er fühlt es schwerer als wir, obwohl er lächelt. Gewiß er hat Recht!"

Das wurde leise gesagt. Ich hörte es kaum.

Da trat der Alte ins Zimmer. Er zeigte mit seinem Rohre auf mich, und

fragte: „Ihr habt doch nichts gesagt? — Doch warum nicht?‘ setzte er sich besinnend hinzu, und zog in dem Sande des Zimmers allerlei Figuren mit dem Rohr. „Ich habe meinen Abschied mit einem Gnadengehalt, wegen meiner treuen Dienste, der — der —

„Bei dem er verhungern wird!“ sagte die Frau, laut weinend.

„Nicht doch! nicht doch!“ sagte er sanft, aber dabei faßte er sein Rohr so fest in die Faust, daß man wohl sah, wie viel Mühe ihm die paar sanften Worte kosteten.

„Wie kam das?“

„Nun! Ich redete ein paar Worte Ihrentwillen, wie es einem ehrlichen Mann zusteht!“

„Ach, Mann, mit Deiner gewöhnlichen Härte!“

„Frau!“ rief er — „soll ich einen Schritt vom Grabe kalt werden, wenn ich das Recht verkaufen sehe? Soll ich? Ja, Herr! ich redete deutsch, von Herzen, und — ich hätte es nicht thun sollen

— drohete mit der Registratur, wo über Ihr Vermögen gewiß noch Akten liegen müssen, wie mir Ihres Oheims Konsulent eben zugeraunt hatte. Hatten Sie etwas gemerkt? Den andern Tag erhielt ich meinen gnädigen Abschied meines Alters willen, und die Registratur wurde mir abgefodert. Sie haben Ihren Proceß verloren, Herr! Das geht mir nahe; denn Sie sind jung; mich wird der Tod doch bald in den Ruhestand versetzen, und ich hoffe zu Gott, mein Gnadengehalt wird dort reichlicher seyn. Den jungen Mann bedaure ich, Frau, der — ich kann Gottlob! noch arbeiten, und mancher wird den alten Registrator Winter nöthig haben."

Der alte trockne Mann stand aufrecht da, wie ein Gott.

„Wenn ich nun nicht arm wäre!" rief ich.

„Nicht wahr, Sie theilten mit mir?"

„Das Leben, und alles! Und Sie nähmen von mir?"

„Warum nicht?" sagte er lächelnd.

„Ich bin nicht arm,“ sagte ich ernst, seine Hand festhaltend, die er mir gereicht hatte, und wir theilen, lieber, edler Mann!“

„Halt!“ rief er bestürzt.

„Nicht Halt, sondern immer fort! Ich fodere von Ihnen weit mehr, als ich geben will, Ihre Tochter, Ihre Minette.

„Liebste Minette,“ fuhr ich fort, nahe vor das Mädchen hintretend — „wenn ein ehrlicher Mann, und ein ehrlicher Mann bin ich, Sie bittet —“

„Halt!“ rief der Alte zwischen uns tretend — „das mag Ihnen, junger Mensch, in dieser Minute gewiß scheinen; ja, ich habe fast auf eine ähnliche Weise meine Frau bekommen; aber meine Frau kannte ich, und Sie wissen von dem Mädchen nichts.“

„O ich kenne Minetten sehr genau,“ sagte ich ruhig — „so genau —“

„Sie?“ Er sah seine Tochter an.

Ich erzählte von ihrem Herzen ein paar kleine Begebenheiten aus ihrer Ju-

gend, dann von ihrer Liebe gegen die Eltern, wie sie bei einer Krankheit ihrer Mutter, die viel kostete, ganze Nächte heimlich gearbeitet hatte, um die theure Arznei zu bezahlen.

Das Mädchen stand wie eine Schuldige da, über und über erröthet.

Die Mutter fiel ihr um den Hals; denn das hatte sie nicht gewußt. Der Alte aber verlangte sehr ernst, zu wissen, woher ich das hätte. Ich erzählte ganz einfach.

„Also?“ sagte der Alte — „Also meines Bruders Ehrenretter waren Sie?“ Er faßte seiner Tochter Hand, und fragte: „Was meinst Du, Minette? soll ich ihm die Hand geben?“

„Gieb sie ihm, lieber Mann! Ich weiß, was ich weiß. Gieb sie ihm!“

Eine neue Glut flog über des Mädchens Gesicht und Brust. Die zitternde Hand lag in meiner.

„Und Ihr Proceß?“

„Hol' der Henker den Proceß und die Spitzbuben! Ich will mit der ganzen

Welt Frieden, wenn Minette mich liebt. O Minette!"

Sie wendete das halb geöffnete blaue Auge auf mich, und senkte es sogleich wieder.

„Soll ich für Dich antworten Minette?" fragte die Mutter. Sie fiel weinend an der Mutter Brust, und sie war mein.

Mein Proceß hatte in meiner Brust einen ganzen Setzteich voll kleiner Gedanken und Begierden nach Rache und armseligen Triumphen ausgebrütet. Ich hatte aller Entzückungen der Liebe nöthig, um dem Engel in mir wieder das Wort zu schaffen, und die Regierung. Und der Teufel hatte mich dennoch nicht losgelassen. Denn sieh, ich kaufte den schönsten Garten mit einem prächtigen Hause, ließ von Hamburg meine Möbeln kommen, einen englischen Wagen, meine Gemählde und Antiken, die ich in Italien gekauft hatte. In meinem Keller lagen die feinsten Weine, die längst mein waren,

und ich sagte Niemandem, daß ich selbst damit handelte.

Der alte Herr schüttelte den Kopf; meines alten Lehrers Unterricht von der Demuth regte sich in meinem Herzen. Minette sagte hundert Mal: „O es ist nun genug!" Aber ich wollte über die Stadt triumphiren, die mich so verläumdet hatte. Es half nichts; denn jetzt machte sie es noch ärger. Ich wär ein falscher Spieler, ein Amsterdammer Seelenverkäufer; Gott weiß, was noch! Ach, ich war ein unendlich glücklicher Mensch in meiner theuren Familie, die meine Minette bald mit zwei Kindern vermehrte!

Nach und nach kam alles in den Gang. Mein Wein war gut und ächt, und die Hausfrau war die Gastfreiheit selbst.

Aber man konnte mir nun nicht vergeben, daß ich meinen Proceß nicht ausgefochten hatte, daß ich, weil ich alles, alles unter dem ersten Gelalle meines Sohnes und über seinen ersten Zahn vergessen hatte, dem Herrn von Dreschel in einer Feuersnoth beisprang. „Der Narr

will mehr seyn, als ich!" sagte man. O Gott ja, ich hätte es wohl seyn mögen! Man konnte mir nicht vergeben, daß mein Kutscher keine Livree trug, und keinen Schnurbart, daß ich meine Austern, und neuen Häringe, Seefische und Kaviar früher und frischer erhielt als ein paar reiche, vornehme Schmecker in der Stadt, daß ich meine Nachrichten aus London, aus dem rasenden Paris, aus Petersburg und Amerika früher, frischer und wahrer erhielt als ein paar Professoren der Geschichte, die mit Meuseln korrespondirten, und bisher das Orakel und das Wunder der Stadt gewesen waren. Man hieß mich einen närrischen Sonderling, daß ich keine Gardinen vor den Fenstern hatte, sondern Kastanienbäume, die mir, da ich das Licht und die hohen italienischen Fenster liebe, ohnehin die Zimmer dunkel genug machten. Meine Minette wollte durchaus nicht gnädige Frau heißen, das nahm man übel; zu gleicher Zeit nahm man ihr übel, daß das arme Mädchen, man wußte ja noch,

daß sie hinter dem Spinnrade gesessen hatte — einen so reichen Mann geheirathet hatte. Man nahm mir übel, daß ich zum erstenmal fertig Italienisch und Englisch redete. Hätte man gewußt, daß ich auch dazu Spanisch redete, man hätte mich für rasend erklärt. Man nahm mir meine Bibliothek übel, meine Gemähldesammlung, meine Korrespondenz nach Kadix, Bordeaux London und Riga. Man vergab mir es nicht, daß ich so wichtige Geschäfte affektirte, und wahrhaftig, ich redete mit Minetten nicht viel von meinen Geschäften; denn mein Kompagnon in Hamburg war ein Verschwender, der eines Zügels und meiner Thätigkeit bedurfte. Aber am meisten nahm man mir meine Reisen übel, auf denen mich Minette begleitete, und die ihr den freien Anstand, den Reiz der Welt gaben, und ein paar fremde Sprachen.

Man nahm mir übel, daß Fremde mich besuchten, oft aus vornehmen Ständen, die Geld bei mir erhoben, oder Empfehlungen suchten. Man hatte nicht übel

Lust, mich als Jakobiner verdächtig zu machen. Und zu allem Unglück erfuhr ich von dem allen gar nichts. Man drängte sich um meinen Umgang; aber da man gar nicht erfuhr, wovon ich lebte, und dieses reiche Haus machte: so wurde mein Urtheil gesprochen: „man wird es schon sehen! Die arme Frau! Die armen Kinder! Sie werden vor der Thür noch ihr Brodt betteln, wo ihr Vater verschwendet." Und man hatte richtig, ganz richtig prophezeiht.

Der junge Werft verschwendete so arg, ließ sich, vielleicht durch mein Beispiel verführt, in sehr unsichere Geschäfte ein. Ich hatte Minettens Bruder, meinen edlen Schwager, in Amsterdam etablirt. In Bremen hatte ich ein Komptoir unter der Leitung eines jungen Menschen, den ich aus einem Strudel von Elend rettete, und der wie zum Kaufmann geboren war.

Mein edler Stroganof in Riga war dort Konsul, und der treueste Besorger meiner nordischen Geschäfte. Aber

alles, was ich gewann, verschlang die Firma Werft in Hamburg, die schon seit zweihundert Jahren in beiden Welten in Ehren stand, und die ich nicht wollte brechen lassen.

Ich war in Hamburg. Ich konnte kaum schelten, so etwaffnete mich Werfts gutartiger, froher Leichtsinn, womit er rings um sich her Gutes that und Böses zuließ.

Ein paar Jahr ging alles wieder gut. Meine Kinder wuchsen heran. Ich schickte meinen Sohn auf Reisen, aber zugleich mit Aufträgen. Meine Tochter wurde von ihrer Mutter erzogen, und war ein Engel. Mein Sohn kommt zurück. Ein wilder Junge; unbesonnen, die Brust voll Leidenschaft, das Herz voll Muth und Güte, ohne alles Mißtrauen, leichtsinnig, sorglos. Ein Zufall führt ihn in des Geheimenraths von Berners Haus, ein Haus, wo ich ihn am aller ungernsten gesehen hätte, hätte ichs gewußt. Die Tochter vom Hause, eine üppige Schönheit, voll Witz, voll Reiz, voll Stolz,

voll Eitelkeit, mit so viel Bildung, um jeden jungen Menschen zu blenden, lernt ihn kennen. Mein Georg zeichnet sie aus, redet von ihr zu seiner Mutter. Minette bittet ihn, davon gegen mich zu schweigen.

„Warum? der Vater thut dem Hause Unrecht. Man thut dort nichts, als was unser Haus thut. Der Geheimerath, sagt man, hat ein wenig locker gelebt. Das heißt, am Hofe. Die Geheimeräthin auch. Sie war Hofdame an dem üppigsten Hofe. Das vergißt sich so leicht nicht. Und sie haben Beide viel Tugenden gerettet. Die Tochter — ist reizender als Aspasia.“

„Aber eine Aspasia!“

„Die dem Leben jede Freude abgewinnt.“

„Aber nichts mehr.“

So redet Georg, und so verwickelt er sich täglich immer mehr in ihre Netze.

Das Mädchen wird nun eine Geisterseherin, einfach, kindlich, und besucht meine Frau und Tochter. Georg ent-

deckt mir seine Liebe, und den Entschluß, seine Aspasia zu heirathen. Ich thue, was ich kann, ihm die Augen zu öffnen. Alles vergebens. Was ich erhalte, ist nur das Versprechen, seine Verbindung nur noch ein Jahr lang aufzuschieben. Gotthold! da war ich mitten in dem Schooße des Reichthums höchst unglücklich. Ich warf meine Blicke rings um mich her, und nirgend, sah ich einen Schimmer von Hoffnung.

Ich machte eben in dieser Zeit eine Reise nach Hamburg. Werft hatte große Summen bei einer Spekulation, die ich nicht tadeln konnte, verloren. Der Mann war zum erstenmal unruhig. Ich freute mich. Ach, es war nur die Unruhe über den nahen Ausbruch seines Banquerots, den er nicht mehr zu hindern wußte! Ich deckte, so viel ich erfuhr, den nahen Bruch der geliebten Firma. Ich fand bei näherer Untersuchung recht wohl, wie viel er mir verschwiegen, und lächelte. Ich hatte die Freundschaft des amerikanischen Residenten Stanley. Von ihm

erfuhr ich, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Krieg wieder ausbrechen würde, an den keine Seele dachte. Das Korn war ungeheuer gefallen, obgleich die Erndte auf dem festen Lande sehr mittelmäßig gewesen war. In England war eine Mißerndte zu fürchten. Ein später Frost zernichtete die Hoffnung einer reichen Erndte in Deuschland und Frankreich. Durch Stroganof wußte ich, daß eine ungeheure Bestellung von Tuch aus Rußland nach England gegangen war. Die Wolle war selbst tief unter den Mittelpreis gefallen. Alle meine Briefe bestätigten das. Sicherer bin ich nie gegangen. Ich gab Stroganof den Auftrag, in Polen und Rußland so viel Getreide für mich aufzukaufen, als er könnte, und sandte ihm ungeheure Summen baar, um den Kauf zu beschleunigen. In Spanien kaufte ich so viel Wolle, als ich konnte. Ich gebrauchte alles, worüber ich Herr war, und ich war über ungeheure Summen Herr, und den ganzen Kredit, den ich hatte, und meiner

Freunde,

Freunde, für das entscheidende Geschäft. Stroganof, dem ich mein Geheimniß des nahen Krieges mittheilte, sah, wie viel auf Eile ankam. Er gebrauchte seinen ganzen Kredit und den Kredit seiner Menge von Freunden für mich. Er war Generalgouverneur von Liefland, und was noch weit mehr war, er hatte die Freundschaft des Kaisers. Er machte, ohne daß ich es wußte, Bestellungen in Odessa, zu den niedrigsten Preisen für mich.

Der Krieg brach aus, zum Erstaunen aller Politiker. Korn und Wolle stiegen von Tag zu Tage. Die Erndte in Norddeutschland und Frankreich wurde ausgezeichnet schlecht. In Spanien mißrieth sie ganz. Ich war in keinem Augenblicke ärmer und reicher gewesen, als eben jetzt. Alle meine Kassen waren ganz leer, und ich hatte unermeßliche Schulden. Aber auf dem Nordmeere und im Mittelländischen Meere segelten reiche Flotten für mich, und brachten mir ein ganzes Peru.

Ich war zu Hause, und berechnete den Gewinnst, und die nützlichen Anlagen, von denen ich bisher nur süß geträumt hatte, und die nun in meiner Gewalt standen. Freilich beunruhigte mich jeder stürmische Tag, jede Veränderung des Windes, eben so sehr, als das ungetreue Meer, auf dem alle meine großen Plane schwammen, alle meine Hoffnungen. In diesen Tagen einer finstern, peinlichen Unruhe, that ich das Gelübde, von nun an nie wieder Alles an Alles zu setzen.

Meine Unruhe, die ich nicht verbergen konnte, fiel meiner Familie auf. Sie wurde unruhig mit mir, und ihre Unruhe vermehrte meine. Ein Sturm, eine Wolke, ein Windstoß, und ich gehe zu Grunde! sagte ich oft, wenn ich meinen stillen Garten auf und nieder ging. Ach, ich fühlte, wie viel zu theuer ich meine Plane erkauft hatte, auch wenn sie glückten!

Ich erhielt einen Brief aus Livorno, daß meine Schiffe angekommen waren, und in dem Augenblicke, da eine se-

lige Ruhe sich in mein Herz senkte, da ich leise meine Hände faltete und sagte: mein Gott, ich will Dich nie wieder so versuchen! sprang die Thür auf, und ein Mann, ein geiziger Wucherer aus Hamburg, mit dem Werft viele Geldgeschäfte hatte, und — Gott verzeihe mir! Ich haßte den Kerl, dessen Hände die richtigste Goldwage waren, weil er jedes unrichtige Goldstück mit der Hand herauswog. Genug, der Kerl stand vor mir, mit einem Gesicht voll der teuflischsten Freude — er wußte, wie sehr ich ihn haßte, und rief: „Werft ist gebrochen! Und hier sind Wechsel auf Sie, mein Herr Runde, auf Sicht gestellt! Ich hoffe, Sie werden — zahlen! zahlen! zahlen!“ Der Geheimerath Berner war bei mir. Er heftete einen lauernden Blick auf mich.

Ich erblaßte, denn in dem Augenblicke fiel mir ein, wenn ein eben so boshafter Sturm wie dieser Kerl — Ich fragte: „Mit wie viel ist Werft gebrochen?“

„Mit einer Kleinigkeit von drei oder vier hundert tausend Mark. Aber werden Sie zahlen, Herr! zahlen? zahlen? So gehts aber! Equipagen! Landhäuser! Bedienten! Bilder! und steinerne Puppen! und hinterher banquerot!"

Der Kerl sah mit der aller boshaftesten Miene in meinem Zimmer umher, setzte sich gleichsam zur Probe auf einen Stuhl, mit dem Ausruf: „Englische Fabrik, nicht wahr? Nun, Herr Runde, es werden bald mehr solcher Papiere hier seyn! Ich frage, werden Sie zahlen?"

Der Kerl setzte mir mit dem Worte Zahlen, jedesmal das Messer an die Gurgel. Denn beim Teufel, Gotthold, ich konnte nicht zahlen! Es waren über hundert tausend Mark. Und doch mußte ich in mir lächeln. Aber mich ärgerten Werners Blicke, die spitzer als Dolche, und zuletzt zu einem schadenfrohen Lächeln wurden. Es war mir, als hätte mich der Wucherer wirklich gefangen.

„Ich kann für jetzt nicht zahlen!" sag-

te ich aufstehend. Werner stand auch auf, und sagte zu meiner Frau, die unruhig von Einem auf den Andern sah: „Mit der Verschwendung hat der Mann nicht unrecht!" Er bückte sich gegen mich. Welch eine Uebermacht so ein elender Mensch über einen Unglücklichen gewinnt! Glaubst Du, Gotthold, daß ich wie ein Sünder nackt und bloß vor dem jammervollen Kerl und seinen Bücklingen da stand? Eben wollte ich mit einem eben so jämmerlichen Hochmuthe gegen Werner herausplatzen; aber in dem Augenblicke fiel mir ein, daß diese Begebenheit vielleicht das Mittel werden könnte, meinen Sohn von der Verbindung mit dem Mädchen zu retten. Ich bückte mich wieder gegen den Geheimenrath, und sagte: „Ich kann nicht zahlen, Herr Puck! Denn leider bin ich in Solido für alle Papiere des Hauses Werft verbunden."

„So werden Sie erlauben, was das Wechselrecht befiehlt."

„Nein, Herr Puck, das nun nicht! Mein Garten und Haus, und was es

enthält, wird, denk' ich, dieses Papier decken; und sollte eine Kleinigkeit übrig bleiben: so wird das der Herr Geheimerath von Berner wohl — sein Haus steht mit dem meinen in einer so genauen Verbindung —"

„Auch gut, wenn der Herr Geheimerath diese Papierchen mit unterschreiben will," sagte Puck, Bernern bei einem Rockknopfe fassend.

„Herr Puck, oder wie Sie heißen, es wird so schlimm, hoffe ich, nicht seyn!"

Berner mochte doch so etwas von Ruhe in mir gewittert haben.

Ich zuckte mit einem leidenden Blicke die Schultern, und sah Bernern bittend an.

„Ach, nein!" rief Puck freundlich — „so schlimm ist es nicht. Was thut nicht ein Freund für den andern! Herr Runde hat für zehnmal so viel Kredit. Unterschreiben Euer Gnaden nur!"

Es wurde nun eine drollige Scene; denn Puck wollte mit aller Gewalt Berners Unterschrift. Da aber Berner

endlich fest erklärte, er wollte nicht: so wurde der Gläubiger wieder so plump, als ein Gläubiger.

Er ließ die Gerichte kommen, nahm vom Hause und Garten Besitz, ließ versiegeln. Berner ging mit höflichem Achselzucken, höhnischem Bedauren und einigen Sentenzen über Verschwendung und Vorsicht.

„O, was ist das alles?“ fragte Minette, ihren Arm um meinen Hals schlagend. — „Bist Du so ruhig, wie Du scheinst, so bin ich glücklich!“

„Ich bin ruhig, liebe Minette!“

„Du warst die letzten Tage so unruhig, lieber Mann?“

„Das ist nun vorbei. Ich bin ruhig. Ich bitte Dich, sey Du es auch, liebste Minette!“ Hier mußte ich lächeln. Das beruhigte sie.

„Aber müssen wir hier fort?“

„Das müssen wir.“

„Wohin?“

„In Dein kleines väterliches Haus, Minette! Die schöne Gegend um die

Stadt her, ist nun unser Garten, unsere Kinder unsre Pracht, unsre Füße unsre Equipagen, unsre Hände unsre Bedienten, Deine freundlichen Augen Deine Brillanten, Freudenthränen Deine Perlen, Deine Liebe unser aller Glück, und das Vertrauen unter uns wie immer unsre einzige Seeligkeit."

„Bist Du ganz arm? o sag es!"

„Noch viel reicher als Dein Vater; und er und Du warst glücklich."

„Du wirst sehen, welch eine muthige Frau Du haben wirst!"

„Du wirst sehen, daß unser Glück wachsen wird. Dein Georg — hier Mutter, nimm den ersten Lohn Deines Muthes! — ist frei von Berners Tochter."

„Du hältst sie für zu schlecht."

„Das wird sich nun zeigen, und noch viel Anderes. Du hast die Welt ein Wenig gesehen, Minette, jetzt wirst Du die Menschen sehen."

„Nein, ich werde sie nicht hassen!"

„Dafür behüte uns Gott!"

„Ich wollte, wir wären hier weg."

„Bist Du so muthig?"

Meine Kinder kamen. Die Mutter nahm die Tochter allein, und meine Tochter hatte den Muth, mir ein heiteres Gesicht entgegen zu tragen. Mein Georg hörte die Nachricht mit einem finstern Gesicht an.

„Muthig, Jüngling!" sagte ich. „Deine Mutter ists. Trag es wie ein Mann, aufrecht stehend!"

Er reichte mir stumm die Hand.

„Berner war hier?" fragte er kalt.

„Was ich erwartete: er zog sich zurück."

„Deutest Du ihm das so übel?"

„Nein, es werden sich mehrere zurückziehen. Nur der ächte Freund ist fest, und ächte Freuude sind selten."

„Selten; aber nicht unmöglich," sagte er nachdenkend.

„Und ihn besitzen, ein reicher Schatz."

„Der reichste, Vater!" rief er mit blitzenden Augen — „Der reichste des Lebens!"

„Deine Mutter, Sohn, blieb fest, fest, ohne zu wanken."

Er sah mich mit Thränen, aber lächelnd an, und sagte mit weicher Stimme: „Es giebt noch solcher Herzen!"

„Gott laß Dich eins finden!"

„Ich habe es gefunden!" rief er jauchzend.

Ich traf Anstalt, und am andern Abend waren wir in Minettens väterlichem kleinen Häuschen.

Meine Frau setzte sich wieder auf die Stelle, wo ich sie zuerst sah, freilich nur, um ein Schauspiel aus unsrer Armuth zu machen, aber bald wurde es eine Lust, und Muthwillen sogar. Wir hatten einen glücklichen Abend, der besonders meine Tochter Eberhardine erheiterte.

Sollte das Mädchen wirklich so muthig seyn? dachte ich. Ich betrachtete sie; aber in dem hellen Auge strahlte eine so reiche Heiterkeit, ihre Bewegungen waren so lebendig, und dann versank sie wieder auf Minuten in tiefe Träume, die aber noch heiterer waren, als ihr Wachen. Ei-

ne Art von zuversichtlicher Zärtlichkeit war über sie verbreitet, die ihren geheimen Grund haben mußte. „Das wird sich finden, Minette, wie noch recht vieles!“ sagte ich.

Am andern Morgen schon früh pochte es leise an die Thür, und der Steuereinnehmer Stolle trat herein.

Sieh, Gotthold, des ehrlichen Mannes Frau war blind geworden. Ein berühmter Augenarzt war hierher berufen, einem reichen Blinden das Gesicht wieder zu geben. Das gelingt. Die blinde Steuereinnehmerin hört davon, und geräth außer sich bei der Hoffnung, wieder sehend werden zu können. Der Arzt wird geholt. Er beschaut die Augen, erklärt: die Frau soll in zwei Stunden wieder sehen. Aber er verlangt hundert Thaler Vorausbezahlung.

O Himmel, Gotthold! Könnte ich die Kunst, welche Seligkeit wollte ich dafür eintauschen!

„O Mann! o lieber Mann!“ ruft die Blinde im tiefsten Schmerz. Der Mann,

von dem Schmerz seiner Frau durchbohrt, von dem Gewimmer: „O Mann! lieber Mann!“ soll ich Dich und meinen Sohn nie wieder sehen? O hilf doch!“ betäubt, fliegt an die Kasse, schließt sie auf, ruft Gott zum Zeugen seiner That, und nimmt die hundert Thaler, die der harte Arzt fodert, bezahlt mit der dunkeln stummen Nacht seiner Verzweiflung das Licht der Augen seiner Frau.

Sie sieht; das erste, was sie sieht, ist die Angst auf dem bleichen Gesicht des Mannes. Sie jauchzt. Er antwortet nicht. Sie dringt in ihn. Er sagt: „Du siehst! Ich habe die Kasse angegriffen! Ich mußte!“

Die Angst wächst; der Tag nähert sich, da er abliefern soll. Der Sohn, ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren, kommt von der Universität. Er tritt in den dunkeln Abgrund des Elendes seiner Eltern. Wohin sich wenden? Wohin? Guter Gott, wohin? Er hat von mir gehört. Er stürzt nach meinem Hause, findet meine Eberhardine, frägt mit dem

todtbleichen Gesicht, mit ängstlichem Beben nach mir. Eberhardine bringt ihn in mein Zimmer. Er stürzt zu meinen Füßen. Er kann nicht reden, nur ächzen, nur meine Kniee krampfhaft umschlingen. Mit zehn Worten stößt er die Jammergeschichte hervor. Ich griff mit zitternden Händen in mein Gold, und gab, und eben so ängstlich als er, stieß ich ihn aus dem Zimmer, und hieß ihn eilen. Es war eine Scene, die das ganze Herz umkehrte.

Ich sende meine Eberhardine den andern Tag; denn ihre weiche Hand faßt der Armen Herz weich und sanft an, nach dem Hause. Sie wird wie eine helfende Gottheit empfangen.

Natürlich, Gotthold, daß ich dem harten Geschick dieser Familie ein wenig nachhalf, den guten Sohn unterstützte und so weiter. Aber das war vor einem Paar Jahren geschehen, und nun, da alles gut stand, vergessen.

Sieh, da trat dieser Stolle in mein kleines Zimmer, wollte reden, konnte

nicht. Ich kannte ihn nicht, bis Eberhardine mir seinen Namen nannte. Er faßte meine Hand, drückte sie, ehe ich es hindern konnte, an seine Lippen, dann an sein Herz, warf einen Beutel mit Geld auf den Boden, und fort war er.

Mein Herz schwamm in einer reinen Freude.

Indeß hatte das Gerücht mit seinen tausend Zungen über die ganze Stadt weg gerufen, daß ich ein Bettler sey. Ich erhielt rührende Beweise einer zärtlichen Theilnahme, freilich von recht wenigen. Der vornehme Pöbel zog sich zurück oder machte mir Vorwürfe. Die besten machten eine Protektormiene, nach einer weisen Vorstellung über Verschwendung und Lebensweisheit. Ich dachte nur an meinen Sohn. Den dritten Tag, da mein Haus, Garten, und alles, was darin war, angeschlagen war, kam er zu Hause, murmelte zwischen den Lippen: „Tod! Hölle! Teufel!“ und warf sich grimmig lachend auf einen Stuhl.

Es war vorbei. Er war nicht nur

von der Geliebten abgewiesen, sondern mit Hohn, mit Spott war er entlassen.

Ich verbot Frau und Tochter, sich hinein zu mischen. „Er muß sich selbst heraus finden.“

„Gieb mir zu thun, Vater!“ rief er nach vier Wochen. „Mir ists, als wäre meine Seele gelähmt, und das ist nicht gut. Gieb mir zu thun!“

„So recht, Georg! obgleich ich nichts für Dich zu thun weiß. Aber es wäre ja schrecklich, wenn Du Dich lieber wie ein Sklav an eine Arbeit wolltest anfesseln lassen, als frei mit dem Schicksal kämpfen. Es fehlt Dir nicht an Beschäftigung, wenn Du Muth hast. Deine Mutter bedarf es jetzt, ihre Kinder um sich her zu sehen, aber mit andern Gesichtern als Du ihr zeigst. Sieh, da hast Du eine schwere Arbeit!“

„Deine Schwester ist ein Mädchen, aber muthig, wie ein Mann.“

„Eberhardine —“ hob er an, mich starr ansehend — „ist um eine schöne

Hoffnung reicher geworden. Ich verlor —"

„Man verliert nicht, mein Sohn, was man nie gehabt hat."

„Weh! Weh! das, eben das!"

„Und deine Schwester? Um welche Hoffnung hat sie unser Sturz reicher gemacht?"

„O mein Kopf! und doch soll ich erzählen? Der junge Mensch, der Sohn der blinden Mutter. Ich glaube, das Bild ist nicht aus ihrem Herzen gekommen."

„Aus meinem auch nicht! Ist der junge Mensch denn hier?"

„Nein!"

„Und Eberhardinens Bild auch nicht aus seinem Herzen."

„Das weiß ich nicht, und Eberhardine nicht."

„Desto besser."

Mein Sohn warf sich in sein Lieblingsfach, die Naturgeschichte. Schade, daß er eben jetzt meine Natursammlungen verloren hatte!

Ich hatte mehr auf dem Herzen, meiner

ner Eberhardine stille Hoffnungen. Ich ging zu Stolle. O wie wurde ich hier empfangen, mit welch einer schonenden Zärtlichkeit!

Ich kam auf den Sohn. Die Mutter brachte mir eine Menge Briefe von ihm zum Lesen.

Ich las. Das edle Herz des jungen Menschen sprach aus jeder Zeile. Ich frage, ob meine Tochter meine Aufträge wohl ausgerichtet hätte damals.

„O sie ist ein Engel!" riefen Vater und Mutter, und erzählten, mit welcher Liebe, mit welcher himmlischen Güte meine Tochter an ihrem Elende Theil genommen, als wenn sie ihre eigene Tochter gewesen.

Die Alten wußten von nichts; aber dennoch ging aus ihren Erzählungen hervor, daß ihr Sohn und Eberhardine sich gesehen, gesprochen hatten.

Ich kam zu Hause. „Ich bin bei Stollens gewesen." Die Farbe der Liebe legte sich auf Eberhardinens Gesicht.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„Es ist eine sehr edle Familie!" Meiner Tochter Auge glänzte.

„Ich habe Briefe von dem Sohn gelesen. O wie glücklich müssen seine Eltern seyn!" Sie wendete das Gesicht ab, um eine Thräne zu verbergen. Ich war meiner Sache gewiß. Ich war glücklich.

Da kam Stroganof. Ich begegnete ihm in seinem Wagen vor der Stadt. Welch ein Wiedersehen!

Ich erzählte ihm; in einer halben Stunde war alles verabredet.

Wir sahen einander nicht, als ganz heimlich. Er kaufte mein Haus und Garten.

Das war der erste Schmerz meiner Frau, da sie es hörte.

„Stroganof? Mein Gott! Er? Auch er fällt von dem arm gewordenen Freunde ab? Er war Dein Freund?"

„Wenn er es war, so wird er es noch seyn, Minette! Wir werden sehen!"

Stroganof ließ das Haus neu möbliren, so reich wie möglich. Nein, Gotthold, das wußte ich nicht. Aber er war

erbittert, daß man von dem Unglücklichen abgefallen war. Er gab mir die Nachricht, daß alle meine Schiffe von Danzig, Riga und Odessa angekommen waren. Das Getreide war auf das Viersache gestiegen. Er hatte die ersten Ladungen sogleich nach England gesandt, und sogleich neue Bestellungen für mich in Rußland und Polen gemacht. Von allen Seiten erhielt ich dieselben Nachrichten. Mein Reichthum war unermeßlich gewachsen. Stroganof ließ ein edles Gebäude, was für meine Kunstsachen und für meine Natursammlungen angefangen war — denn ich hatte in Italien einen reichen Kauf gemacht — vollenden. Meine Sammlungen kamen an. Man erstaunte über den Reichthum, über die fürstliche Pracht des Russen. Man drängte sich an ihn, wie an mich. Er behandelte die Menschen mit schneidender Kälte.

„Du gehst zu weit, Lieber!" sagte ich oft, wenn ich mich zu ihm in den Garten gestohlen, und die reiche, übermüthige

Pracht sah, die in meinen Sälen, im Garten, in den Pferdeställen, in den Equipagen die Augen blendete. „Du gehst zu weit!“

„Nein!“ rief er erbittert — „Diese Pracht sey ihre Strafe, der Elenden Strafe, die hier unter Deinem Dache Schmeichler waren, und jetzt — denn Du weißt nicht, wie sie von Dir reden, mit welcher grausamen, höhnenden Härte; und liebst Du mich: so tritt nicht stufenweise, sondern mit einem Schritte wieder hoch empor, und mache sie zu Zeugen Deines Reichthums, den sie allein achten!“

Ich lächelte. Mir lag viel mehr auf dem Herzen, meines Sohnes bittrer, menschenfeindlicher Gram und Eberhardinens Glück. Stroganof erbot sich, den jungen Menschen auszuhohlen. Er reist zu ihm. Er macht seine Bekanntschaft. Er bittet ihn, Aufseher seines Gartens und seiner Sammlungen für Kunst und Natur zu werden. „Ich habe nämlich den Garten des Herrn von Ahrenswalde gekauft.“

Ein tiefer Seufzer ist die Antwort. „Kennen sie den Herrn von Ahrenswalde?“ frägt der junge Mensch. „Er ist einer der edelsten Menschen. Ach, es muß ihn tief schmerzen, sein geliebtes Eigenthum in andern Händen zu sehen!“

„Das ist des Menschen Schicksal! Auch hörte ich, der Vater war ein Verschwender, die Tochter ein eitles Ding, der Sohn —“

„Wie?“ ruft der junge Mensch, und ballt beide Hände — „O sind die Menschen so weit gegangen? Die Tochter —“

„Nun die Tochter?“

Er erröthet.

„Schön soll das Mädchen seyn.“

„Und hört man sie reden, so hat man vergessen, daß es eine andere Schönheit giebt, als die des Geistes. Und sieht man des Fräuleins einfache Demuth: so schwört man, es gäbe keinen andern Reiz, keine andere Tugend als Demuth.“

Und hört und sieht man Sie, lieber Stolle, über dieses Mädchen reden, mit diesen blitzenden Augen, mit diesem

begeisterten Tone: so sollte man schwören, es hätte nie ein Mann ein Mädchen so innig geliebt, als Sie dieses Mädchen."

Grabstumm und kalt wie das Grab ist der junge Mensch.

„Und," fährt Stroganof ruhig fort — „da Sie das Mädchen so lieben, so — der Vater wird, dächte ich, unter seinen jetzigen Umständen Ihnen die Tochter nicht abschlagen, und so käme die Tochter wieder in das geliebte Eigenthum, wenn Sie die Stelle annehmen, die ich Ihnen biete.

Bewegungslos steht Stolle da, und dennoch schlagen alle Flammen der Liebe über sein Gesicht.

„Nein!" sagt er leise — „ich war arm. Aber ich hätte, wenn ich das Fräulein liebte, um sie werben können, da sie noch weit über mir stand: jetzt aber — nein! nein! Wie müßte es sie schmerzen, wenn — nein! nein!"

Stroganof dringt in ihn, und Stolle gesteht, daß er Eberhardinen liebt.

Stroganof brachte ihn mit.

„Wir müssen doch einmal sehen, Minette, was aus meinem Garten geworden ist. Ich höre so viel von den neuen Anlagen. Laß uns dahin gehen, Stroganof ist nicht dort.“

Noch wußte Niemand, daß Stolle da war.

Wir treten durch die hohe, eiserne Gartenthür. Die neuen Gebäude an beiden Seiten des Hauses, der neue Säulengang vor dem Hause, die hohen Terrassen seitwärts, ein Wasserstück mit hochsteigenden Fontainen vor uns, setzten sogar mich in Erstaunen, der ich doch den Plan dazu gemacht hatte.

Frau und Tochter gingen unter dem verwundenden Lächeln einiger Menschen, welche die neuen Anlagen auch besahen, neben mir.

Wir stiegen durch ein Gebüsch eine Anhöhe hinan, den Lieblingsplatz meiner Eberhardine. Aber wie hatte sich alles geändert! Auf der äußersten Höhe stand ein kleines Gebäude mit zwei Säu-

len, was nur zwei Zimmer enthielt, und ein plattes Dach, aber von unbeschreiblicher Schönheit; und trat man unter den Säulen hervor: so lag die schöne, weite Gegend da, ganz nahe die Wiese und der Fluß, dann die weite Kornflur, von Wäldern und Höhen begränzt.

Die Wiese, ein Theil der Flur, der Wald rechts, gehörten jetzt zum Garten. Stroganof hatte alles gekauft.

Man stieg hinab, man ging am Ufer des hellen Flusses, in den hohen Wald, der ausgehauen war, und den die Kunst und Stroganofs Geschmack zu Armidens Gärten gemacht hatte.

„Als ob er Dich hätte träumen hören, lieber Mann," sagte Minette — „was aus dem Garten werden könnte!"

„O wie bezaubernd schön!" sagte Eberhardine.

„Stroganofs Bedienter ging hundert Schritte vor mir her, um mich zu leiten.

Wir gingen auf Seitenwegen; aber auf einmal traten wir in den hohen, gro-

ßen Dom von sechs Eichen, in dessen Mitte ein Jägerhäuschen lag, auf das alle Gänge im Walde leiteten.

Ich öffnete rasch die Thür, trat ein, und sagte: „ah, sieh da, Herr Stolle!"

Er saß hier und schrieb.

„Sind Sie hier?"

Der junge Mensch stand in der höchsten Bestürzung, mein Mädchen auch.

„Das hat sich hier sehr geändert." Er holte einen tiefen Seufzer und zuckte die Achseln.

„Sie verstehen mich nicht, hier, hier, mein ich, das um uns her! Dieses," ich legte die Hand auf mein Herz — „dieses nicht. Und ich hoffe, Sie können auch so sagen. Denn daß ich jetzt arm bin, das ist nicht viel anders, als setzte man an die Stelle, wo ein stolzes Haus stand, eine stille Bauerhütte. Die Schönheit der Gegend kann sogar dabei gewinnen. Ich, lieber Herr Stolle, möchte sagen, ich hätte dabei gewonnen. Denn meine Frau und mein Mädchen da — begrüßt doch den edlen Sohn eines sehr edlen Vaters. —"

Meine Frau reichte ihm die Hand. Eberhardine auch. Beide errötheten.

„Sie sehen ja aus, als gehörten Sie hier zu Hause?" Er erzählte, was er hier war.

„Das ist mir lieb, lieber Stolle; denn so habe ich den Garten nicht verloren, wenn Sie hier Herr sind. Sieh, Eberhardine, so hast Du ja Dein Lieblingsplätzchen wieder gewonnen! Es ist Dein, nicht wahr, Herr Stolle, weil Sie Herr darüber sind?"

Ein neues Errothen, eine Glut, die nicht erlöschen wollte; denn meine Worte warfen die schönsten Träume in ihre Seelen. Er hier Herr, Sie hier Herr, weil er hier Herr war.

„Stroganof ist ein edler Mann, ob ich gleich mit ihm aus einander bin. Sie können auf ihn rechnen," fuhr ich fort — „darauf rechnen, daß Sie hier Herr sind, fast mehr als er."

„Er kannte Sie? Herr von Ahrenswalde!"

„Er war mein Freund!"

„Himmel! und der Mann —" fuhr er auf.

„Sie fahren auf, Herr Stolle, und doch bin ich gewiß, daß er gern sehen würde, ich hätte irgend einen Theil an dem Garten. Ich stehe dafür, daß er nicht ohne Absicht Eberhardinens Lieblingsplatz so verschönert hat. Ich wollte wetten, er hat dabei an mein Mädchen gedacht."

Es war, als sähe er bei diesen Worten in eine neue Welt, und in eine schönere.

„Seine Freundschaft war nur stumm, nicht todt!"

Eine dunkle Glut brannte auf des Jünglings Wange. Er heftete das flammende Auge auf mich, schlug es nieder. In seiner Seele war ein Sturm aller Empfindungen.

Eberhardine hatte sich indeß an die Thür geschlichen. Die Mutter folgte ihr; denn sie hatte ihre Blässe gesehen. Ich war mit Stolle allein.

Er trat einen weiten Schritt auf mich

zu, und wendete sich ab. „Himmel!“ rief er. „O gütiger Himmel! Dieser Herr Stroganof,“ hob er zitternd an. Dann legte er die Hand vor die Stirn, die kalt geworden war.

„In der That, ich weiß nicht, wie Sie sind! In Ihrer Seele geht etwas Großes vor.“

„Eine Hoffnung in weiter Ferne. Er stockte. „Die schönste Hoffnung meines Lebens.“

„Welche?“

„Sie heißt — — Eberhardine!“

„Wie, das wäre Stroganofs Idee gewesen?“ sagte ich kalt.

„So scheint mir es jetzt. Aber verzeihen Sie mir, daß ich einen Augenblick diese Idee in eine Hoffnung verwandelte.“

Er bückte sich.

„Hätten Sie um meiner Tochter Hand geworben, wäre ich hier noch Herr!“

Er sah mich an; dann sagte er leise: „nein!“

„Sehen Sie, daß Stroganof mich besser kannte! Hätte Eberhardine Sie geliebt, dem guten Sohne guter Eltern hätte ich die Tochter gegeben. Jetzt sind Sie reich, das sind Sie, ich kenne diesen Stroganof, und mein Kind ist arm."

Da lag er zu meinen Füßen, als hätte ihn ein Blitz getroffen, und rief: „Arm? arm? O gieb mir in dieser Minute Worte, du guter Himmel! Worte, um sagen zu können, wie reich mich dieser Mann machen könnte!"

„Kann ich das? In Gottes Namen, wenn Eberhardine Sie liebt."

Er sprang auf, sah mich verlegen an, dann an den Boden, schüttelte den Kopf und schwieg.

„Reich könnte ich Sie machen? Ich wills versuchen." Ich hielt meinen Mund an sein Ohr, und sagte leise: „Ich glaube, Eberhardine liebt Sie?"

Ein wenig Narrheit muß man solchen Minuten zu gut halten, so auch ich.

Die Mutter und ihre Tochter traten

wieder zu uns. Eberhardine spitzte den Mund, als wollte sie uns etwas vorpfeifen, so verlegen wurde sie, da sie den Ritter da in der Gestalt des Fechters stehen sah: die beiden Arme ausgebreitet, die Füße zum Knieen gebogen, das Auge voll Thränen, die Wange voll wechselnder Farben.

„Was ist das?“ fragte meine Frau.

„Ach, gar nichts, Minette, gar nichts! Er will Eberhardinen nur sagen, daß er sie liebt, und in solch einer Minute, das weißt Du ja, weiß man nicht, in welcher Stellung man stehen soll! Sieh, jetzt hat er die Stellung dazu gefunden!“ Er knieete vor Eberhardinen.

„Liebe Eberhardine,“ sagte ich — „ich habe ihm Dein Geheimniß, so viel ichs kannte, verrathen. Fasse Muth, ein so edler Sohn — doch komm, liebe Minette! Auf den Höhen findet Ihr uns wieder, auf Deinem Lieblingsplatze, Eberhardine!“

Ich ging. Ich erzählte meiner Frau

alles, nur das Geheimniß meines Reichthums nicht. Nach einer halben Stunde kamen die Liebenden nach. Worte hatten sie schwerlich gefunden; denn sie hatten noch keine; aber sie hatten doch irgend eine Art gefunden, um sich zu sagen, daß sie sich liebten; und wer Worte dazu gebraucht, und nicht die Sprache des Herzens, Thränen, Blicke, Seufzer, dem helfe der gütige Himmel!

Fortsetzung.

Die Heirath wurde angekündigt, und die Stadt that mir und dem Brautpaare ihr Recht.

Das Brautpaar erfuhr nichts davon, desto mehr ich.

Die Hochzeit wurde angesetzt. Sie sollte in aller Stille gefeiert werden, in dem kleinen Häuschen auf der Höhe, Eberhardinens Lieblingsplätzchen.

Ich ging mit meiner Familie hinaus, mein Mädchen einfach gekleidet, in weißen Musselin.

Stroganof war im Garten.

„Du hast doch," hob ich an —

Er unterbrach mich barsch: „Ich bin hier Herr, Ahrenswalde!"

Ich sah voraus, was kommen würde, und es kam. Meine Equipagen, mit Kutschern und Bedienten in reicher Livree, holten eine Menge Gäste zusammen, die große Augen machen mußten, daß sie sich hier zusammen fanden; ehrliche Bürger, die mich herzlich bedauert hatten, Spötter, Zöllner und Sünder, der vornehmere Pöbel, der vor dem Golde anbetet, vor dem Gesellschaftssaale, und dem Titel; Berner war nicht vergessen.

Ich sah die fliegenden Wagen von der Höhe. Meine Familie wußte von nichts. Auch die Gäste wußten von nichts. Stroganof hatte sie bitten lassen.

Da alles versammelt war, schritt er, mit dem Annen-Orden auf der Brust, in der reichen Generalgouverneur-Uniform, vor, und sagte lächelnd: „Sie kommen hier zu einer Hochzeit. Das Fräulein Ahrenswalde

walde heirathet heute meinen Aufseher des Gartens hier."

„Hmm!" sagt Berner — „Er wird hier ungern sitzen, der arme Mann!"

„O er findet hier Freunde, ächte Freunde! Ich werde ihn holen."

Alle schüttelten die Köpfe: die aus Mitleiden, jene aus Bosheit.

Stroganof stürzt in unser Zimmerchen, lächelt mir zu, ergreift Eberhardinens Hand, und sagt: „folgt mir!"

„Ist Berner da?"

„Versteht sich!"

Ich nehme meinen Georg allein. Mit zehn Worten enthülle ich ihm das Geheimniß, und wie es anfangs kein Schauspiel gewesen. Du mußt nun wissen Georg, was —

Er drückte meine Hand und ging, der gute Junge. Ich wäre gern auch gegangen; aber Stroganof versprach mir, es sollte alles sanft ablaufen.

Wir traten in den Saal, wir bückten uns, und in dem Augenblicke führte Stroganof das Brautpaar vor den

Altar. Nun gings sogleich zu Tische. Meine Frau hatte den Muth, ruhig zu bleiben; denn ihre Tochter war glücklich. Ich war es, ob ich gleich der Entwickelung mit Zerstreuung entgegen sah.

Nach und nach wurde alles frei, auch Berner. Man fing sogar an, über mein Daseyn hier zu scherzen.

Beim Dessert flogen die Flügelthüren auf. Ein fröhlicher Marsch von Blasinstrumenten ertönte, und ein Haufen junger, wohlgekleideter Landleute, mit Blumenkränzen, Korngarben, Weinzweigen mit reifen Trauben, traten in den Saal.

„Wir kommen von Helften und Grünanger," sagte ein Landmädchen furchtsam — „unsere neue Herrschaft zu begrüßen, und unsere Gaben zu bringen!"

Es waren die beiden reichsten Güter in der Gegend, Stroganof hatte sie für mich gekauft. Denn ich wollte von nun an ein Landmann werden.

Stroganof ging ihnen entgegen, wir Alle waren aufgestanden.

„Das ist Eure neue Herrschaft!" sagte Werner, auf Stroganof zeigend.

„Mit Nichten!" rief Stroganof, faßte Eberhardinens und des Bräutigams Hand, führte sie vor, und sagte: „Hier ist Eure junge Herrschaft! Nun, lieber Stolle, was sehen Sie mich so groß an? Hier sind die Papiere über den Kauf! Die Gegend ist ein Paradies, die beiden Güter sehr reich und sehr groß. Ich stehe Ihnen dafür, Eberhardine wird dort ein Lieblingsplätzchen wieder finden, auf einer Höhe, die schöner ist, als diese hier. Ahrenswalde will hier bleiben."

„O mein Gott! mein Gott!" rief meine Frau, und warf sich in Stroganofs Arme — „konnte ich es doch ahnen! O mein Mann sagte an jenem Tage, da Sie den Garten kauften: War Stroganof mein Freund: so bleibt er es auch. Aber das ist zu viel, edler Mann, was Sie geben!"

„Geben?" rief er lachend — „Geben? Dem? Ihrem Manne? Das hieße Was-

ser ins Meer tragen. Er kann geben, und er wird geben, Ihr Mann!"

Sie sah mich an, ich lächelte.

„O!" rief sie — „so war dieses alles eine Komödie?"

„Nicht ganz, liebste Eberhardine! Mein Kompagnon in Hamburg hatte umgeworfen, und ich konnte damals Pucks Wechsel nicht bezahlen, obgleich ich damals sehr, sehr reich war."

„Aber," fuhr ich mit Thränen der höchsten Rührung fort — „aber, liebste Minette! o meine Kinder! o Stroganof! o alle meine theuren Freunde, die Theil an meinem Unglück nahmen! Sie besonders, lieber Stolle! In diesen sieben Monaten habe ich gefühlt, wie unendlich viel mehr als Gold Liebe, Vertrauen, Freundschaft ist! Ich war nicht eine Minute lang in Deinem väterlichen, kleinen Häuschen unglücklich, und Du nicht, und wir Alle nicht; und hier in dem Häuschen, in der Armuth fand ich einen edlen Sohn, und Deine Tochter die Liebe und das Glück ihres Lebens.

Siehst Du, Sohn, Du gabst ihr Deine Hand, da sie arm war. Jetzt liebe sie noch eben so, da sie sehr reich ist!"

„Sieh, Gotthold, so wurde nun aus einer satyrischen Farze, was sie seyn sollte, nach und nach ein Lustspiel, dann ein Drama, dann die schönste Wahrheit des Lebens. Nur Berner und noch einige Andere konnten nicht mit ihren Gesichtern fertig werden, die sie machen wollten. Sie lächelten, sie machten ruhige, theilnehmende Gesichter; aber sie konnten einen einfältigen Zug im Gesicht nicht wegschaffen. Er begleitete sie bis in den Wagen, wo denn Zorn und Neid die Stelle der Einfältigkeit einnahmen.

Wir sammelten uns endlich auf meiner Tochter Lieblingsstelle, bis die Sonne unterging. Wir waren glücklich, nur mein Sohn nicht. Er stand auf der Spitze des Abhangs, die Arme über die Brust gekreuzt, und da seine glückliche Schwester tröstend an seine Seite trat, da sagte er sanft: „Du fandest alles, ich verlor alles!"

Er zog nach Grünanger. Ich glaube gar, die Berners haben es gewagt, noch auf die Liebe des jungen Menschen zu rechnen.

Er sagte nichts davon. Er blieb finster und trübe. Die Jagd wurde sein Vergnügen, was mir nicht lieb war. Aber noch war es zu früh, ihm durch den Sinn zu fahren; denn noch redete er mit Bitterkeit von dem ganzen weiblichen Geschlecht.

Fortsetzung.

Ich beschloß, mit meinem Sohn noch einmal eine Reise zu machen, so lange, bis die Zeit seinen Gram, so versprach ich der Mutter, geheilt hätte.

In Nürnberg wallfahrtete ich andächtig auf die Burg der Zollern, nach Deinem Brunnen. Denn da ich Dich selbst nie finden konnte — denn von Deinem Vaterlande hattest Du nie mit mir geredet, — so war mir jeder Ort theuer, wo Du einmal gewesen.

Mein Sohn begleitete mich, mir zu-

weilen neugierig in das Auge schauend, was mich so bewegte, ihn der Brunnen in der alten Burg, nach dem ich so eifrig fragte.

„Was ist an dem Brunnen?“ fragte er den Lohnbedienten, der uns führte.

Wie wir dort waren, setzte ich mich trübe auf die steinerne Stufe. — Die ganze Seele war voll von Dir, Gotthold! — und sagte laut: „O Gott, lege jede Freude auf sein Haupt!“

„Auf welches Haupt? Vater!“

„Auf eines Menschen Haupt, der an diesem Brunnen einen schönen Traum hatte, und den ich unter allen Menschen am meisten liebte!“

In dem Augenblicke traten zwei Damen an den Brunnen. „Gotthold hieß er!“ fuhr ich fort.

Das junge, schöne Mädchen, das bei einer ältern war, stutzte bei diesem Namen, und sah mich an.

„Hier war es, bei diesem Brunnen!“ hob das Mädchen an — „hier fand er die Geliebte seines Lebens, und nach drei Jahren

wieder. Ach, wie es mich bewegt, liebste Tante!"

„Mich bewegt es auch, Julie! Wir liebten ihn alle, den guten Gotthold!"

Ich sprang auf. „Wenn Sie von einem Baron Walser reden."

„Von dem eben, von meinem Oheim!"

Es war Deines Bruders Tochter, und Deine Schwester, eine Gräfin Siegen.

Nun hörte ich von Dir. In Linsen, meinte Deine Nichte, o ein treffliches Mädchen, wüßten sie, wo Du wärst; aber wie es schien, wollten sie Deinen Aufenthalt nicht verrathen. Neben Deiner Geschichte, die so traurig nicht war, erzählten mir die bangen Seufzer Deiner Nichte, ihre trüben Blicke, die sie bald in den Himmel richtete, bald an den Boden, noch eine Trauergeschichte, von der ich aber keine Silbe erfuhr, die aber, wie ein Unheil weißagendes Gespenst, erscheinend und verschwindend, mein Herz mit schwerer Sorge füllte.

Ich sagte ihr endlich, daß sie mir noch

etwas verschwiege. Sie sah mich leidend an, schüttelte sanft ihr Haupt, und schwieg.

„In Linsen," wiederholte sie — „müssen sie wissen, wo Gotthold ist; und wenn Sie ihn sehen, mein Herr: so sagen Sie ihm, daß sein Bruder eine Tochter hat, die um sein Trauergeschick lang sich quälte!"

Sie schrieb mir auf dem Rande des Brunnens ein paar Worte an ihre Freundin, des Predigers Tochter in Edelbach, wenn ich etwan dahin ginge. Sie siegelte den Brief mit einer Oblate, und meinem Petschaft, und sagte, da sie die Leichtigkeit des Versiegelns ansah, mit einem schön freundlichen Gesicht: „Sie werden wohl so gut seyn, und den Brief nicht lesen, wenn er aufgehen sollte." Ich versprachs, legte ihn in mein Taschenbuch, und nun fuhr ich nach Linsen ab. Mein Sohn blieb in Nürnberg. In Linsen — doch das habe ich Dir ja geschrieben, daß Schauer Deinen Aufenthalt weiß, aber ihn durchaus nicht sagen wollte, daß er

mir aber einen Brief, diesen, an Dich bestellen wollte.

Da ich acht Tage Zeit habe — denn eher will er den Brief nicht abgehen lassen — und Langeweile dazu: so — gebe ich Dir, was von mir zu erzählen ist, und Du wirst sogleich sehen, in welcher Verbindung Edelbach mit mir steht. Heute geht der Brief ab. Gottlob! Und morgen gebe ich Dir das Ende.

Runde an Gotthold.

Da ich den Leuten ausgepreßt hatte in Linsen, was sie von Dir wußten, fuhr ich nach Edelbach, Deinen Bruder zu sehen, und Deiner Nichte Briefchen abzugeben, was noch ungesehen in meinem Taschenbuche lag.

Deine Nichte hatte mir in Nürnberg von Deinem alten Bedienten gesagt, der bei einer Begrägnißkapelle Deines Hauses wohnen soll, in Kaltenthal.

Ich komme da an. Ich frage nach Deinem Bedienten. „Er ist im Gewöl-

be!“ ist die Antwort. Ich gehe durch die Kapelle, durch eine offene Thür in das Gewölbe hinab.

Mir wurde seltsam zu Muthe, Gotthold, da ich die Garderobenkammer des menschlichen Lebenstheaters so auf einmal übersah. Ich sah Niemanden im Gewölbe, und so nahm ich ein brennendes Licht, das auf einem Sarge stand, um etwas näher die Kleider zu besehen, in denen Menschen ihre Trauer- und Lustspiele aufgeführt hatten.

Ich hatte noch nie ein Leichengewölbe gesehen. Der Anblick erschütterte mich in der That durch Mark und Gebein! Ich stand eine Zeit lang, in Betrachtung und Denken verloren. Dann sagte ich leise: hier, hier bin ich wahrhaft in meinem eigentlichen Vaterlande, obgleich keine von den Hütten hier mir bekannt ist; obgleich kein alter Traum aus dieser Heimath mich begrüßt. Und doch ists meine Heimath, mein Vaterland! Denn hier in der stillen Kammer des Todes werden ja alle Wunden heil, alle Thränen abgetrocknet! Ach,

hier wird keine Sünde mehr begangen! Aus diesen kleinen Häusern ertönt der Hohn nicht, nicht die Stimme des Zorns, nicht das grimmige Flüstern des Hasses! Keine wilde Leidenschaft bewegt das in Staub zerfallene Herz! Ach, aber die Freude ist hier eben so stumm, wie der Schmerz, die Liebe wie der Haß! Nicht einmal Träume, die hier den Bewohnern dieser Häuser so ähnlich sind, umschweben diese Särge.

Wer weiß auch? o wer weiß! was weiß denn der Mensch? gar nichts! O wenn hier Träume schweben: o so seyd schöne Bilder der Liebe, guter Thaten, aus Eurer vergangenen, mit Euch zu Staub zerfallenen Welt, oder große Bilder aus einer schönern!

Ich trat mit immer höher steigender Empfindung vor ein paar Kindersärge. O! rief ich, wohnt hier ein Traum, hier in diesen kleinen Särgen, die ihr Vaterland fanden auf der Schwelle des Lebens, die von dem Leben nichts kennen, als das Licht, der Mutter liebende Brust, der

Mutter liebende Stimme — o Gott! wüßte ich doch nichts Böseres vom Leben! — o so ist Euer Traum süß, wie das Andenken an die Unschuld des Jugendparadieses!

Ach, in jenen Särgen regen sich andere Träume!

„Der Hochwohlgeborne Freiherr Ludwig von Walser," las ich an einem Sarge. O Himmel! Himmel! reicht denn Euer Titel, Euer Adelstolz über den Sarg hinaus? O warst Du ein Freiherr? O führte Dich nicht Haß und Leidenschaft an der Kette, die kein Band, kein Orden bedeckt? Rede, Du Todter! rede! Hier liegt Dein Degen! daneben Dein Orden! O kämpftest Du, wie ein Held, gegen die Verführung? Ach hast Du nicht vielleicht um diesen Orden — o Gott sey Dir gnädig, uns Allen und mir!

Ich trat, immer mächtiger erschüttert, vor einen andern Sarg, der Deinen Namen, Gotthold, trug.

Gotthold! rief ich, o Gotthold!

O über diesem schönen Namen schwebe der Unsterblichkeit hohe Entzückung, wie

über Deinem Herzen, mein Gotthold, der Du noch im Leben stehst, zwar den Pfeil schon im gespaltnen Herzen! O mein Bruder Gotthold! o mein Freund!

In dem Augenblicke hörte ich eine leise Stimme sagen: „Wer ist da?"

Gott! barmherziger Gott! rief ich voll Schrecken, denn mir schien es, als würden alle Särge lebendig, wenn nicht in dem Augenblick sich ein Mann empor gerichtet und noch einmal die Frage wiederholt hätte: Wer ist da?

„Ein Mensch!" sagte ich noch leiser, als er — „über den eine Menschenstimme alle Schrecken des Geisterreichs gegossen hat!"

„Alle?" rief er mit einem finstern Tone. „Nein, meine nicht! meine nicht!"

Ich leuchtete ihm ins Gesicht, und sah ein Gesicht, das so bleich war, wie Asche.

Er faßte sich, und sah mich trotzig an.

„Was wollen Sie hier?" fragte er zornig.

„Ich suche einen alten Bedienten eines Gotthold Walser, der mein Busenfreund ist."

„Ich bin Baron Walser, sein Bruder!"

Das stieß er störrig hervor, nahm mir das Licht aus der Hand, ging mit langsamen, matten Schritten vor mir die Treppe hinauf, und vor der Kapelle fragte er noch einmal bitter: „Was wollen Sie von dem Bedienten?"

„Hören, wo sein Herr lebt!"

„Wie soll ichs denn wissen?" fragte er, fast zürnend.

„Stieg ich aus dem Grabgewölbe meiner Vorfahren: ich glaube, ich würde sanfter reden mit dem Freunde meines Bruders."

„Wissen Sie denn, was mich hierher brachte? Ich weiß nichts von ihm, nichts!" Er riß sich von mir los, und ging rasch seinen Weg.

Dein Bedienter hatte eine unendliche Freude, da er mich wiedersah; aber er wußte nichts, als daß Du das Mädchen

von dem Brunnen wiedergefunden hättest.

Ich ging gedankenvoll über Deines Bruders seltsames Benehmen nach Edelbach, und gerade auf den Pfarrhof, um endlich mein Billet von Deiner Nichte an ihre Freundin abzugeben.

Ich trete ein, und finde die Tochter in Trauer über ihre verstorbene Mutter. Ich übergab mein Briefchen, ohne es anzusehen, erzähle, was mich hierher bringt, erzähle ihr die Scene, die ich mit dem Baron gehabt.

Sie sagte mir fast eben das, was Deine Nichte in Nürnberg mir gesagt hatte; indeß setzte sie noch allerlei Räthselhaftes hinzu, über Deinen Bruder.

Ich frage, sie lächelt, und sagt mit Anmuth: „Man sagt ja seine Geheimnisse nicht in der ersten Minute! In der zweiten wohl.“

„Dieses ist die fünfte schon.“

„Sehen Sie, da haben Sie die rechte,

te, die ist für Mädchen die zweite, vorübergehen lassen.

Ich frage nach der Ursach ihrer Trauer.

Sie redete von ihrer Mutter mit einem schönen Andenken; aber dennoch gefaßt, redete dann vom Tode so ernst, so schön, und dennoch ohne alle Spielerei. Ihr Blick sagte mehr als die Lippe.

„Es ist, als wären Sie mit mir in dem Grabgewölbe gewesen, liebes Mädchen!"

Sie sah mich an, Thränen sprangen aus ihren Augen, und sie sagte: „Ich stehe vor dem theuersten Grabe eines lebenden Menschen, meines Vaters!"

„Ihres Vaters?"

Sie legte die Hand über die Augen, und wiederholte mit bebender Stimme: „Meines Vaters! Der Tod meiner Mutter hat den letzten Keim seines Lebens zerrissen, obgleich er lächelt."

Der Arzt hatte eben so geurtheilt.

„Sie haben doch nahe Verwandte?" Sie schüttelte.

„Aber Vermögen?"

„Nein!" sagte sie. „Aber ich weiß

mancherlei, was das arme Leben wohl fristen kann. Aber ich bin hier eine Fremde."

„Ganz fremd? Mich dünkt Sie müßten Freunde haben?"

„O ja!" sagte sie hell aufschauend — „die Tochter des Barons; aber von ihr hat mich des Schicksals harte Hand schon geschieden."

„Sie sind hier geboren?"

„Und doch bin ich hier fremd geblieben, auch meine Eltern; und kehre ich in meiner Eltern Vaterland zurück: so bin ich auch dort eine Fremde. Aber," setzte sie muthig hinzu — „ich will mich einheimisch machen, hier oder dort. Man muß mit dem Geschick nicht kämpfen, sondern es, wie einen geliebten aber harten Freund, ertragen."

„Sieh, gerade so war es mir, da ich in Werfts Haus als ein Knabe trat. Wie viel Güte mußte Werft nicht gegen mich haben, um mich einheimisch zu machen! Das rührte mich. Ich war auch fremd, liebes Kind, fremder als Sie ir-

gendwo seyn können; ich fand ein Herz und —"

„Und waren ein Mann!"

„Das gesteh ich; aber wenn — wenn — Sie einst allein stehen: so haben Sie an mir einen Vater gewonnen und mit einem Vater gewinnt man auch ein Vaterland, eine Heimath.'

Sie reichte mir die Hand, ohne zu antworten. „Ein Mädchen ist ja in ihres Vaters Hause sogar fast eine Fremde."

„Sie doch nicht?"

„Ich? O Gott, nein! nein! Denn ich war geliebt, wie keine Tochter!'

„Ich heiße Ahrenswalde! Vergessen Sie den Namen nicht."

„Den vergesse ich nicht!" sagte sie mit hell aufblitzendem Blick. „Der Name gehört zu den theuren Bekannten meines Hauses."

„Wie so?"

„In meines Großvaters Hause bei Hamburg wurde ein junger Mensch erzogen, der Ahrenswalde hieß."

„Wie heißt Ihr Großvater?“ fragte ich bebend.

O Gott, Gotthold! ihr Vater war der Sohn meines Lehrers Held, und die Enkelin des theuren Greises lag an meiner Brust, von meinen Thränen benetzt.

„Ich bins!“ rief ich — „o meine Tochter! o mein Kind! Ich bins!“ Und nun trat der Vater ins Zimmer. Ach, er hatte das helle, schöne, klare, freundliche Auge meines Lehrers, aber nicht die gesunde Farbe. Ich erkannte ihn beim ersten Wort an seiner Stimme, er mich an meiner. „Ich bins, liebster Wilhelm! Ich bins! Wie habe ich Dich gesucht, und nun, endlich, endlich finde ich Dich!“

„So nahe an meinem Grabe!“ Das sagte er lächelnd.

„Nein!“ rief ich — „nein, nein mein Geliebter! Glaube mir, die Gesundheit ist zu erkaufen. Ich weiß, was Dir fehlt. Aber in der warmen Luft Italiens, in in den Bädern von Pisa sollst Du

Athem zum Leben wiederfinden, und in dem treuen Arm der Freundschaft."

„Es giebt kein Bad für dieses erlöschte Leben mehr, glaube mir. Ich war sehr glücklich. Mein Glück, die Liebe, die mir Frau und Tochter gaben, hat mein Leben schon über das Ziel hinausgeführt. Aber da, ich übergebe Dir mein zweites Leben, mein Lorchen. Sey ihr Vater! Sieh, am Grabe giebt mein zärtliches Geschick mir noch eine lang versagte Freude, den Gefährten meiner Kindheit, damit ich am Busen der Freundschaft einschlafen soll!"

Keine Klage, nicht eine! Er hatte den ganzen warmen, freien, weisen Geist seines Vaters.

Hatte die Freude den Rest seines Lebens verschwendet: er fühlte sich spät am Abend sehr matt, und den Tag darauf stand er nur eine Stunde von seinem Lager auf.

Der Arzt erklärte mir und der Tochter den nahen Tod.

Er fragte nicht, aber er sah es an der

erhöhten Zärtlichkeit seiner Tochter und seines Freundes.

„Wie ist Dir?“ fragte ich, da ich ihn so begeistert lächeln sah.

„Wohl!“ sagte er — „als athmete ich in der ersten milden Frühlingsluft, als wäre meine Seele eingetaucht in ein schönes, magisches Gefühl aus der ersten Kindheit. Kennst Du das? Ich athme die schöne Luft und den Blütenduft des ewigen Morgens. Es ist, als ob schöne, leise, magische Töne einer himmlischen Musik von meinem Leben die harte Erdenrinde, die dunkle Gränze der Zeit weghöben; als würden Athemzüge zu Jahrhunderten der Liebe und des Glücks!“

O Gotthold! hier an diesem Sterbebette eines edlen, einfachen, glücklichen Menschen, war der Tod der liebliche Genius der Alten, der leise die Fackel des Lebens umkehrt, damit sie verlösche, und ein höherer Prometheus reicht aus der Ewigkeit ihm die neue Fackel eines unverlöschlichen Lebens. Hier an diesem Sterbebette lernte ich — nicht vor dem Tode

zittern. Er war eine hohe, unbekannte Gestalt, der die Pforte des Paradieses öffnet. Er starb lächelnd.

Aber in diesen vierzehn Tagen — so lange lebte er noch — erzählte er mir von seiner Tochter, ich ihm von meinem Sohn, und wir verlobten sie. Denn am Sarge scheint nichts groß, als der Sarg, jedes andre Opfer ein Spiel. Er legte sterbend seiner Tochter Haud in meine, und sagte: „Du sollst thun, Lorchen, was er von Dir wünscht. Er wird es Dir sagen.“ Lorchen reichte mir die Hand, versichernd. Der Anblick des Todes hob sie über alle Bedenklichkeit weg. Sie war zu jedem Opfer bereit.

Ach, wie er nun da lag, verstummt, todt, und ich mein Auge von der geliebten Leiche auf das bleiche Mädchen richtete, und mir dennoch einfiel, daß sie, wie ich, diese Stunde unter dem brausenden, nichts sagenden Getümmel des Lebens, unter leichtsinnigen Freuden, unter kleinern Schmerzen vergessen würde, und wie ein Leichenstein nach dem andern über die Ge-

nerationen des Menschengeschlechts gedeckt wird, und alle vergessen werden: so wurde ich noch trüber, und das Leben wurde mir verächtlicher, mit allem was es zu geben hat; und da mir Lorchen mitten in dieser Empfindung, die nicht weichen wollte, von Deinem Bruder erzählte, und wie sie glaubte, daß er mit Adelens Tode und Deiner Verbergung in Verbindung stünde: so ging ich zu ihm, den Tag vor meiner Abreise, und sagte ihm: „Herr Baron, ich suche Ihren Bruder, er ist unglücklich, und ich fürchte, Sie haben ihn unglücklich gemacht!"

„Was wollen Sie?" fragte er mich, zwar erblassend, aber stolz.

Ich wußte in der That nicht, was ich wollte. Ich war nur von der Todesstunde meines Freundes exaltirt.

„Sie erblassen," sagte ich — „und ich bin nur ein Mensch, der nicht einmal weiß, wie groß, oder wie klein Ihre Schuld ist; wie werden Sie erblassen, wenn einmal der unerbittliche Tod —"

„Nicht mehr als Sie," sagte er bitter

lachend, und schellte. Ich ging. Aber ich bin gewiß, der Geist der Vergeltung hat sein Leben ergriffen. Ich wollte, ich wäre nicht bei ihm gewesen; auch weiß ich ich ja nicht, wie groß seine Schuld ist!

7.

Der Knoten wird enger zusammengezogen.

Ahrenswalde verließ mit Lorchen das väterliche Haus, und ging nach Linsen. Hier fand er endlich ein paar Zeilen von Gotthold, die ihm aber der Amtmann Schauer heimlich gab. Gotthold nannte ihm den Ort seines Aufenthalts, bat ihn aber, gegen Niemanden von ihm ein Wort zu reden. Er sey durchaus fest entschlossen, unter seinem jetzigen Namen Hagemann zu sterben.

Ahrenswalde reiste, ohne weiter ein Wort von Gotthold zu sagen, mit Lorchen ab.

„Und haben Sie gar keine Nachricht von dem Baron Gotthold?" fragte Lorchen, da wir im Wagen saßen — „oder gehen wir etwan zu ihm?"

„Ich habe gar keine Nachricht. Ich fürchte vielmehr, er wird nie wieder zum Vorschein kommen!"

Noch eine andere Frage schwebte auf Lorchens Gesicht, die sie aber zu thun zitterte; was sie nämlich ihrem sterbenden Vater hatte versprechen müssen.

Ahrenswalde warf einen lustigen Blick auf sie. „Hör, liebes Lorchen! In einer solchen Stunde, wie die, nimmt ein Mensch viel auf seine Hörner, verspricht viel — und — es war in den Wind geredet. Laß das!" Aber dennoch war Lorchen auf dem schnurgeraden Wege, das Geheimniß zu errathen; denn Ahrenswalde erzählte dem Mädchen so angelegentlich von seinem Sohn, lief, ohne daß er es wußte, so dicht an dem

Rande seines Geheimnisses weg, daß Lorchen roth wie eine Rose wurde, da der Vater ihr den Sohn, der nach Bamberg gekommen war, vorstellte.

Lorchen sah den jungen Menschen auf das Geheimniß an. Aber der sah gar nicht so aus, als hätte er Lust gehabt, sie zu zwingen, ihr Versprechen, was sie ihrem Vater gegeben, zu halten; und so gewann sie ihre ganze Freimüthigkeit wieder, und mit der sogar den muthigen Entschluß, ein wenig mitzuhelfen; aber diesen Entschluß faßte sie erst nach einem dreitägigen Zusammenseyn mit dem jungen Menschen, nachdem sie auch die Ursache seines stillen Grams errathen hatte.

Ahrenswalde war ein reicher Mann, das sah sie wohl; aber übrigens wußte sie wenig von ihm und seinen Begebenheiten.

Ahrenswalde hatte alle mögliche Lust, seine neue Tochter in ein schönes Licht gegen seinen Sohn zu stellen.

Sie mußte also von ihrer Freundschaft mit des Barons Tochter erzählen. Sie

erzählte bald mit so viel heiligem Ernst von der geliebten Freundin, bald mit so vieler froher Laune von dem jungen Baron.

„Pst, Lorchen!" rief der Vater — „ein Mädchen darf nie von einem Liebhaber übel reden, und er war nicht allein Dein Liebhaber, sondern er hat auch ernstlich um Deine Hand geworben."

„Davon, lieber Vater, darf ein Mädchen nicht erzählen."

„Wohl! aber warum schlugst Du ihn aus? War er Dir nicht liebenswürdig?"

„Ich schlug ihn aus, weil er vom Adel war, weil er Georg hieß, weil er lispelte. Ich hätte einen Andern genommen, Vater, weil er vom Adel war, Georg hieße, und lispelte. So sind wir Mädchen!"

Ihr neuer Bruder nickte beifällig mit dem Kopfe, und sagte bitter: „Ihre Schwestern haben nur die Eine Tugend nicht, wie sie, das zu gestehen."

„Zu gestehen? Glauben Sie mir, die

Beste von uns gesteht nur immer die Wahrheit halb."

„Und was Sie verschweigen—"

„Ist fast immer das Beste von uns. Was können wir dafür, daß unsre Welt in uns ruht! Der Mann hat seine Riesen, die er bekämpfen muß, außer sich. Wir in uns. Glauben Sie, zu einem lächelnden Gesicht, das wir heucheln, hätte der Mann oft die ganze tugendhafte Kraft nicht, die es fodert. Unsere großen Thaten sind, schweigen, lächeln, geduldig seyn, immer zu tragen und dennoch nicht zu hassen. Das ist nicht leicht. Unser Geschlecht verbietet uns nur, das männliche gebietet dem Manne nur, und schweigen ist schwerer als reden."

So plauderte sie, mit unerschöpflicher Laune, den ganzen Weg über. Der Vater, der sie kannte, fand ihre Launen allerliebst. Der Sohn dachte: „So konnte auch meine Geliebte reden." An Geist fehlt es keinem Weibe, so bald es gilt, einen Mann zu betrügen. Aber er fand dennoch von Zeit eine Eigenschaft an Lor-

chen die das Fräulein Berner nicht gehabt hatte. Sie verbarg sich am Meisten, wenn sie am schönsten war. Wenn etwas sie rührte, wenn sie in Bewegung gerieth: so verhüllte sie ihr Herz wie ihre nassen Augen.

Das Fräulein, das ihren Mann kannte, war dann gesprächig. Sie machte die Thränen in ihren Augen zu Waffen ihrer Buhlerei, und die Bewegung ihres Herzens wurde ein Netz, worin sie seine Liebe fangen wollte. Aber dennoch traute er Lorchen nicht. Er gestand sich nur, da sie vor dem Hause hielten, da Ahrenswalde sie seiner Frau als die Enkelin seines edlen Lehrers, als die Tochter seines Jugendgespielen übergab, die edle Minette das Mädchen an das Mutterherz nahm, und Lorchen, von dem Gedanken mächtig ergriffen, daß sie nun wieder eine Mutter hatte, gegen die sie ihr Herz ausschütten konnte, vor der Mutter knieete, und zum erstenmal die ganze weiche Empfindung ihrer bewegten Seele zeigte, und den ganzen Reichthum des

weiblichen Herzens: da gestand er sich nur, daß sie entweder die beste Schauspielerin wäre, oder daß ein Weib gegen ein Weib nur wahr seyn könnte.

„O welch ein Mädchen! lieber Georg, sagte die Mutter nach drei Tagen schon.

„Das einen liebenswürdigen Mann ausschlägt, weil er Georg heißt, und lispelt."

Die Mutter sah ihn an, und nach drei Tagen erzählte sie ihrem Sohn, warum Lorchen den Baron ausgeschlagen hatte.

Jetzt schwieg der Sohn.

Eberhardine sagte: „O welch ein Mädchen! Bruder."

Aber er schwor: „Sie taugen alle zu nichts, als zum Betrügen!" und nahm nur seine Mutter aus.

Ahrenswalde war schon längst auf der Reise nach Wieseleben zu Gotthold.

Gotthold hatte seinen Jugendfreund schon im Briefe gebeten, das Ge-

heimniß seines Namens und seines Standes ja recht behutsam zu bewahren, wenn er nach Wieseleben käme. Ich bin ein wohlhabender Landmann, Namens Hagemann. So nenne mich.

Ahrenswalde sah von ferne das Haus, wo Gotthold wohnte. Er stieg aus und ging durch die Gartenthür, die ihm ein Bauer zeigte, in den Garten. Sein Garten war es nicht, das sah er wohl. Ein paar hohe Linden, deren Zweige ein Dach bildeten, machten den Park aus. Auf einer Höhe, die Eberhardine zu ihrem Lieblingsplatze gemacht hätte, stand kein Tempel, sondern nur ein Pavillon aus Latten zusammen geschlagen, mit Geisblatt um- und überflochten, und über der Thür eine Tafel, mit den Worten: „Vollendet von meinen beiden Söhnen den 1sten März für ihre Schwestern!“ Ueberall standen Bänke zum Ruhen, an jeder der Name Moriz oder Louis. Dort erhob sich ein Blumenkorb, von zierlich geflochtenen Weidenstäben umkreist, die schönsten Blumen,

von

von den mannigfaltigsten Farben, mit feinem Sinn vereinigt und getrennt, zogen sich empor zu einem schön gewölbten Rosenstrauche. Die Namen Rosaura, Johanna waren in den Weidenkranz geflochten. Das edelste Obst hing in der höchsten Vollkommenheit an den Bäumen, die Beete enthielten das schönste Gartengewächs. Baumschulen stellten Boskets vor, und die bedeckten Gänge bestanden aus Wein. Die Arkade vor dem Hause war ein Weingang.

Das Haus war hoch, mit hohen Fenstern, aber ohne Schmuck, ohne Pracht.

„Beim Henker!“ sagte Ahrenswalde — „das ist hier anders, als bei mir; aber Gotthold hat auch nicht, wie ich, über Millionen zu schalten!“

Er trat in das Haus; er sah durch die offne Zimmerthür ein allerliebstes Mädchen, Hannchen, da stehen, den Strohhut im Nacken, die Aermel hoch aufgestreift, das Kleid von Leinwand aufgeschürzt; denn sie nahm Wäsche zusammen,

flink und geschäftig, ein fröhliches Lied halb singend und halb pfeifend.

Ahrenswalde zog seine Flöte hervor, und fiel rasch mit ein.

Das Mädchen sprang wie ein Reh hervor, mit dem Geschrei: „Louis!“ und stand, das Kleid herablassend, die Aermel abstreifend, vor dem Fremden.

„Heißt Dein Vater Gotthold Hagemann, liebes Kind: so reich mir die weiße Hand, die rothe, lieblich pfeifende Lippe, und heiß mich willkommen!“

Das Mädchen gab die Hand, dann etwas zögernd die Lippe und sagte freundlich: „Willkommen!“

„Und sind Sie der Fremde, den mein Vater schon seit acht Tagen, ach wie sehnlich! erwartet: so — muß da die Wäsche warten, und ich werde noch fröhlicher pfeifen!“

„Wo ist Dein Vater?“

„Auf dem Felde. Er pflügt zur Habersaat.“

„Wie? er pflügt? er selbst?“

„Nun ja! Der Knecht ist krank, und

beim Ackerbau heißts zuweilen, wie auf einem Schiffe beim Sturm: Alle Hände! Das Wetter giebt keine Frist, so wenig wie der Tod."

„Ruft man denn Deine Hände auch mit?"

„In der Heuerndte doch wohl, wenn ein Regen droht. Arbeiten Sie denn nicht?"

„O ja! ich zähle Geld, mein Kind!" Hannchen sah ihn starr an, zu errathen, wer der Geldzähler eigentlich sey; dann aber führte sie ihn zur Mutter ins Wohnzimmer, schickte einen Boten aufs Feld, zum Vater, brachte in fünf Minuten ein Frühstück, und sagte: „es ist des Vaters Jugendfreund, liebe Mutter!"

Dann trat ins Zimmer der Jäger Moriz mit dem braunen Heldengesicht und der edlen Gestalt, dann endlich Gotthold und der Großvater.

Ahrenswalde schlug die Arme um den Freund, und rief: „Gotthold, o Gotthold! auf dem ganzen Wege hierher balgte ich mich mit dem vertrakten Ge-

danken, auf welche Berge voll Elend, in welche Thränenthäler Du mich führen würdest, und nun — o Du glücklicher Mensch! Wie heißt Dein Liedchen, liebes Kind, was Du sangst? Es paßt hierher!" „Drei Jahre? nun sie gehen auch, so schnell fast wie die Freude!"

Sie lachten alle, und Hannchen erröthete.

Und dann pfiff sie die drei Jahre aus, und daran that sie Recht. „Wie viel ist denn von den drei Jahren schon gegangen?"

Verschämt, so ertappt zu seyn, sagte Hannchen: „Eins!"

Aber da nahm Gotthold den Freund allein, und sie setzten sich auf den Hügel, wo Gotthold Mariens Jawort erhalten hatte, und Gotthold erzählte ihm die Jammergeschichte, seines Bruders Verbrechen, Adelens Tod.

Ahrenswalde kochte auf. „Und dieses Ungeheuer von Bruder wagt es, Himmel! wagt es, in ein Grabgewölbe

zu gehen, zu dem Richterstuhle des ewigen Richters über Mord und Mörder? War es Hohn, oder trieb ihn der Geist der Rache, wie den Mörder an den Blutblock? Warst Du so zahm, Gotthold — o Himmel! so Lammeszahm — Er lebt? Zwar war sein Angesicht, da ich ihm hinein leuchtete, so bleich wie die Gesichter in den Särgen. Aber muß er noch leben?"

Gotthold faßte seine beiden geballten Hände. „Laß ihn doch, lieber Runde! denn wahrhaftig, Du hast ihn auf der Gerichtsstätte gesehen, und so laß ihn. Gott verzeihe ihm!"

„Das kann ich nicht mit Dir sagen, und müßte ich verdammt werden! Aber laß ihn. Denn daß Du glücklich bist, wie Ein Mann, das ist gewiß!"

Gotthold lächelte, und die Augen niederschlagend sagte er: „Ja, obwohl ich das am wenigsten begreife."

„Geht nicht hinter jeder dunkeln Nacht ein Tag auf? Das ist unser Bild."

„Und hinter jedem Tage eine dunkle Nacht? Das fürcht' ich."

„Mag seyn! Aber die Sterne der Liebe und der Freundschaft leuchten dennoch, und der lange Morgen der Ewigkeit. O Du glaubst doch daran, Gotthold? Weißt Du unser Gespräch noch, da unter uns die Etsch wüthete, als wollte sie die ewigen Gewölbe der Erde aufreißen, über uns die Blitze zuckten, die Donner brüllten, als verkündigten sie laut den Untergang des Seyns? Wir saßen unter den Felsen gedrückt, hielten uns eng umarmt, und wir Beide sagten: Laß sie die Erde zertrümmern, das Leben zertrümmert kein Blitz! Wir finden uns wieder: So denken Jünglinge — Nachher — ach! Du glaubst doch an das Höchste im Leben?"

„Fester als der Jüngling!"

„So laß ihn, laß ihn fahren, wenn Dein Schmerz Dir diesen Glauben nicht raubte!"

„Er machte ihn fest, mein Jugendfreund."

Dann erzählte ihm Gotthold von seinen glücklichen Tagen, die Begebenheiten seiner Familie, und den leisen Wunsch, daß sein Sohn, den er kaum mehr zu halten vermochte, Rosauren lieben möchte.

„Er will nicht? So laß ihn! Hast Du gelesen, daß auch ich das wünsche? Ich habe meinen Sohn mit Lorchen zusammengesperrt, das thu auch."

„Das kann ich nicht. Aber ich zittre vor Moriz. Er paßt nicht für unser Leben, paßt nicht zum Landmann. Er will hinaus in die Welt; nicht nach Indien, nicht auf den Kaukasus, von dem er immer redet; er will hoch hinauf unter die Menschen, das ist sein Sinn."

„So laß ihn! Laß ihn! Müssen wir denn alle Landleute seyn? Gieb ihn mir. In meinem Hause, was freilich neben Deinem keine gar zu bescheidene Figur macht, wird er den Menschen, den er regieren will, kennen lernen. Ich will ohnehin den Winter in die Residenz; denn mein Geld weist meinem Sohne auch ei-

nen höhern Platz an, als ich ihm bestimmt habe. Gieb ihn mir, und Du, Gotthold, magst wollen oder nicht, Du mußt doch zuletzt aus Deinem Versteckwinkel hervor. Deiner Tochter Verbindung mit Drausen zwingt Dich schon dazu."

„Das fürcht' ich fast."

„Wie denn? Laß ihn sich vorher schon zurecht finden in dem Orte, den er doch einmal einnehmen muß. Er ist ein Baron Walser. Hast Du das Recht, Deinem Sohne einen Namen zu nehmen, den er vielleicht bei seinem Ehrgeize nöthig hat, um schnell die Staffel zu erreichen, die er erreichen will, und vielleicht soll? soll? Sage nein! wenn Du darfst."

„Das ist wahr! Linsen ist sein. Ich bin nicht arm."

„Arm nicht; aber ich bin reich. Ich will sein Vater seyn, und müssen die Stufen, die er hinan will, golden seyn, so sorge nicht. Er wird, denk ich, noch früh genug zu dem heiligen Altar der Liebe und des häuslichen Glückes zurückkehren, wenn er fühlen lernt, welche Unge-

heuer der Kabale, des Ehrgeizes, der Habsucht, er unter den Menschen zu bekämpfen hat. Gieb ihn mir, gieb ihn mir, als ein theures Andenken unserer Freundschaft!“

„Ich gebe ihn Dir. Führe ihn ein in die Welt, unter die Großen! Lehre ihn nur ein ehrlicher Mann bleiben, mein theurer Freund!“

„Unter welchem Namen?“

„Nicht unter dem Namen Walser.“

„Desto besser! Unter meinem! unter meinem! Ueberlaß das mir, ihn damit bekannt zu machen; denn er sieht nicht danach aus, seinen Namen auch gegen einen höhern fahren zu lassen.“

Sie redeten alles ab, und nun gingen sie hinab, um des Großvaters Meinung zu hören.

Der lächelte. „Ich stehe Euch dafür, welchen Namen er führt: er wird keinen mit Schande bedecken. Moritz ist weicher, als Ihr alle denkt. Moritz ist weicher, als Louis. Das werdet Ihr sehen. Ihr werdet sehen, daß Louis

und Moritz ihre Rollen vertauschen werden. Aber es ist gut so. Es ist gut, wenn er jede Manier zu leben prüft."

Man kündigte nun an, daß Moritz mit dem Herrn von Ahrenswalde sollte.

Auch gefiel Ahrenswalde mit seinem muthigen Wesen, was nah noch an den Jüngling streifte, dem Jüngling. Noch mehr gefiel es ihm, daß er weit umher gestreift war auf der Erde; daß er in Afrika das Herz gehabt hatte, einen Mohren zu schlagen, der ihn anspie, obwohl er wußte, daß er in Gefahr stand, gespießt zu werden. Er erzählte dem jungen Menschen von den Räuberbanden in Spanien, von den Arabern bei Bona, und wie dort ein Mann ein rechter Mann seyn müßte zu reisen. Es war doch etwas anders als der sichere Spaziergang durch die Schweiz und Italien, wo ein Bandit so selten war, wie ein Gespenst, wovon Jeder redet. Kurz, Moriz ging gern mit dem Herrn von Ahrenswalde; sogar das gefiel ihm, daß Ahrens-

walde immer mit vier Postpferden fuhr, wie ein Satrap lebte, und in der ersten großen Stadt den jungen Menschen reich kleidete, und dennoch den Mann im abgetragenen Rocke ehrte, wenn er ein Mann war.

Daß einem so reichen Mann, wie Ahrenswalde, in jeder Stadt einige Abentheuer aufstießen, da er jedes bleiche, abgehärmte Gesicht fragte: „Was fehlt Dir?" da seine beiden Bediente, wie Spürhunde des menschlichen Elends, darauf eingerichtet waren, ihm Unglückliche aufzusuchen, war natürlich; daß er dann Morizen oft den Auftrag, und eine volle Börse gab, die Fehlgriffe der blindesten Göttin, des Glücks, wieder gut zu machen: wie hätte der junge Mensch nicht darüber die Mohren in Afrika und die Straßenräuber in Spanien vergessen sollen? Und das alles that Euch der Ahrenswalde so einfach wie andre athmen; aber die feine Weise, mit der er die Rettung einer versinkenden Familie ausführte; nicht gab, sondern wirklich

rettete, setzte den jungen Menschen in Erstaunen.

„Ich würde an Ihrer Stelle der stolzeste Mensch seyn!"

„Du bist nicht gescheut, Moritz! Unsere Handlungen sind Geldsachen, um die sich der Himmel nicht bekümmert. Ein Araber fand in der Wüste einen Knaben, verschmachtet, im heißen Sande. Er hatte auf seinem Kameel noch auf vierundzwanzig Stunden Wasser in seiner Girba, ist ein Schlauch. Er tränkt den Knaben, der ihn bittend ansieht, nicht mehr reden kann, setzt ihn auf sein Kameel, geht mit den wunden Füßen im heißen Sande nebenher, „denn er ist ein Mensch!" sagt der wilde Mensch."

„„Von welchem Stamme bist Du?"" frägt er den Knaben.

„„Welled Hillil!"" Den entsetzlichen Namen nennt der Knabe. Es ist der feindliche Stamm; und wie der Araber haßt, weißt Du, Gottlob, nicht, Moriz!"

„„Er ist doch ein Mensch!“ sagt der Araber, und reicht ihm aufs Neue zu trinken.

„Die Girba ist leer, und noch haben sie einen halben Tag bis an den Brunnen. Der Knabe klagt. Der Araber zieht aus seinem Gürtel sein Messer, nimmt den Knaben vom Lastthier, nimmt ihn in seinen Arm, öffnet sich eine Ader, tränkt den Knaben mit seinem Blut.

„Das sahen die Engel, und hoben sich jauchzend von ihren Thronen und brachten die That vor Gott, und alle Himmel jauchzten, und die Schuldbücher von tausend harten Menschen wurden weiß wie Schnee, und tausend Sünden wurden vergeben.

„Hätte der Araber tausend Kameele mit Wasser gehabt, wie ich tausend Goldsäcke: Thränen würden nicht in Deinen Augen stehen.“

„O ist es wahr?“

„Ich habe den Knaben gesehen, in Bona.“

Moriz hing sich desto inniger an Ahrenswalde, und Ahrenswaldens Plan war es, den jungen Menschen von seiner wilden, phantastischen Lust, umher zu schwärmen, woran aus Eitelkeit die Jugend siecht, abzuziehen. Bei Moritz war es Ernst. Er zeigte ihm, wie viel ein edler Mensch mit dem Golde, was auch Moriz verächtlich hielt, ausrichten könnte; er zeigte ihm, wie fast mehr noch mit gutem verständigen Rath.

Moriz sah jetzt sein Vaterland von einer ganz andern Seite; denn Ahrenswalde führte ihn in die geheimen Gänge und Lebensadern des Menschengeschlechts, in den Handel ein, den Moriz noch nicht kannte.

In Hamburg lernte er ihn kennen, und fing an, ihn zu achten, da er etwas anders sah, als Krämer. Sie gingen von hier nach Sachsen. Sie wollten noch Dresden erreichen. Der Postillon, wie in Sachsen, fuhr seinen Schne-

ckengang. Moriz, dem die Madonna im Kopfe saß, wurde hitzig. Er schimpfte den Postillon, der Postillon, erbittert, fing an zu jagen, und ob aus Absicht oder zufällig, der Wagen schlug um, und Ahrenswalde brach das linke Bein.

Ein Dorf lag vor ihnen. Moriz warf mit einem Stoße den Postillon zu Boden, und flog in das Dorf, eine Trage und Träger zu holen.

„Steht nicht, fragt nicht! schafft Betten, eine Todtenbahre, es ist ein Mensch!" So rief er stark, und unwillig über die Langsamkeit der Leute.

„Was ist denn?" fragte eine Dame, die mit einem jungen Mädchen daher kam.

„Noch einmal erzählen!" rief Moriz, mit dem Fuße stampfend. Er erzählte.

Die Dame fragte nach dem Namen des Unglücklichen. Das junge Mädchen rief namentlich ein paar Bauern auf, ging vor ihnen schnell her, war nach fünf Minuten mit einer Trage und Betten wieder da, sagte zu Moriz: „Nun ei-

len Sie, und bringen Sie den Kranken! Zu uns doch, Tantchen?

„Versteht sich!“

„Hört ihr, Leute? Zu uns aufs Schloß!“

Man brachte den Herrn von Ahrenswalde.

Nichts als ein gebrochenes Bein, Frau von Windhelm, und ihr alter Bekannter Ahrenswalde.

„O tausendmal willkommen!“ Die Freude wurde groß, wie die Theilnahme. Man brachte ihn zu Bett; Moriz foderte einen Arzt. Das Mädchen hatte den Wagen schon nach Meissen geschickt.

„Schon? O liebes Kind! Ich bin dem Herrn von Ahrenswalde so viel Verbindlichkeit schuldig!“

Moriz flog zu Ahrenswalde, ihm die Nachricht zu bringen, und fand ihn schon unter den Händen seines Bedienten, der den Bruch untersuchte, das Bein verband und sagte: „Unbedeutend, lieber Herr! Das kostet drei Wochen. Es

ist

ist ein einfacher Bruch, ohne Zersplitterung.“ Der Bediente war ein Wundarzt, und ein geschickter.

„Und der zur Hölle verdammte Postillon, Vater!“

„Und der hitzige junge Mensch, Sohn, der den Postillon aufbrachte! Geh, Georg, gieb ihm sein Trinkgeld, und sag ihm, er sollte ein andermal vorsichtiger fahren; denn es gäbe auch Hälse zu brechen.“

Der Arzt kam und erklärte: der Kranke wäre in so guten Händen, daß er seiner Hülfe nicht bedürfte.

Die Familie besuchte den Kranken; und Frau von Windhelm stellte dem Herrn von Ahrenswalde ihren Bruder, den Obersten Berg und seine Tochter Aurora vor.

Jetzt erst warf Moriz sein Auge auf das liebliche Mädchen, daß so mitleidig und dennoch so thätig für seinen Freund gewesen war.

Er sah, wie sie jetzt noch immer die schönen Augen auf den Kranken heftete,

mit weicher, tröstender Stimme ihn fragte: ob er höher liegen wollte; ob ihm noch etwas fehlte. Sie verfolgte jeden seiner Blicke, und saß da, den Fuß fest auf den Boden drückend, zum Aufstehen schon bereit, jede Fliege von weitem abwehrend.

Sie bat den Kranken, sie zu seiner Krankenwärterin anzunehmen.

„Sie bedenken nicht, Fräulein, daß man ein Jahr lang krank bliebe, bloß der Krankenwärterin willen. Nein, mein Bedienter soll bei mir bleiben!“

„Und wer soll Ihnen die Zeit vertreiben?“

„Sie liest sehr gut vor.“

„Und singt, wenn Sie die Musik lieben, wie ein Engel.“

Moriz hatte Zeit, das liebliche Gesicht des Mädchens zu betrachten. Er hätte an seines Freundes Stelle seyn mögen, nur um sich vorlesen und vorsingen zu lassen; denn welche liebliche Töne müßten nicht diese feinen Lippen hervor hauchen!

Der Bediente foderte Ruhe für seinen

Herrn, und Moriz ging mit der Familie zu Tisch.

Man fragte nach Moriz Namen.

„Hagemann!“

Nach seinen Eltern.

„Ein Landmann in der Pfalz.“

Man sah ihn doch ein wenig von oben bis unten an, um seine Sitten mit dem Titel Landmann zu vereinen.

„Dieser Herr von Ahrenswalde,“ erzählte die Frau von Windhelm ihrem Bruder — „ist ein unermeßlich reicher Mann, wohl ein wenig ein Sonderling,“ setzte sie freundlich hinzu — „nicht wahr, Herr Hagemann?“

„O ja; es giebt gerade nicht viel solcher Menschen, wie er!“

„Aber ein sehr edler Mensch,“ fuhr die Dame fort — „ein sehr edler Mensch, der die Wohlthätigkeit selbst ist; nicht wahr, Herr Hagemann?“

Moritz erzählte ein paar kleine Begebenheiten von ihrer Reise, die Wasser in ihre Augen zogen, und in Aurorens Augen eine schöne, leuchtende Flamme.

„Er gebraucht sein Geld so edel —“

„Weil er es hat!“ fiel hier Moriz ein.

„Sie wollen ihn doch nicht tadeln?“ fragte die Dame holdselig.

„Nur nicht loben, was er selbst nicht lobenswerth findet. Er ist ein guter Mensch, er hat Geld. Was soll er mit dem Gelde machen? Ein Araber fand in der Wüste —“ hob er an, und erzählte die Geschichte von dem edlen Araber mit den Worten des Herrn von Ahrenswalde, und schloß mit denselben Worten.

„O!“ rief Aurora — „ist das wahr?“

„So fragte auch ich ihn, da er sie mir erzählte. Er hatte den Knaben in Bona gesehen.“

Aurora sprang auf, und was sie sagte, war so schön, so begeistert, so dichterisch, so einfach und wahr, daß Moriz erstaunte.

Sie konnte nicht aufhören, von dem

Araber zu reden. „Ich werde von ihm träumen!"

Frau von Windhelm untersuchte gern, sezirte gern jede große Handlung, um ihrem kleinen, freundlichen, wohlthätigen Lebenslaufe nicht zu viel zu vergeben. Ihr Bruder trat auf ihre Seite. Er liebte die Ruhe. Moriz, wie ein junger Mensch, der eben eine große Handlung erzählt hat, und noch brennender von Aurorens Begeisterung, fiel unbarmherzig über die kleinen Tugenden des bürgerlichen Lebens her, nannte das Philisterleben, wo der Mensch am Freitage sein Allmosen vertheilt, alle Monate zur Armenkasse steuert, Einnahme mit Ausgabe richtig berechnet, für Frau und Kinder alle Jahr etwas zurücklegt, Rechnungen auf den Tag bezahlt; ach, das todte Meer, wo alle Tugend verfault, an dessen Ufer kein Baum, kein Grashalm gedeiht, gedeihen kann, weil der Mensch so leicht Ordnung und Stille des Lebens für die Tugend selbst hält! „Wer nicht im dringenden Falle alles aufzuopfern das Herz

hat, selbst Frau und Kind, der rede nicht von Tugend! Die Spartaner sagten: „Wo stehn die Feinde?" Ein Korinther zischelte: „Laß uns vielmehr erst fragen, wie viel ihrer sind."

„Wenn wir sie geschlagen haben, wollen wir sie zählen!" war die Antwort. — Denn wer frägt, wer anzu rechnen fängt, wer seine Moral erst nachsieht, findet Grund, sich zurückzuziehen. Ein Professor hätte dem Araber richtig bewiesen, es sey thöricht, seine Ader zu öffnen."

Die Frau von Windhelm wurde unwillig, und Moriz that wohl, daß er hinausging. Er ging, um sich abzukühlen, so warm war er geworden. Das that aber keine gute Wirkung auf Aurorens Tante, eine desto größere auf Auroren selbst.

„Gerade so wie Walser," sagte der Oberst. „Gerade so dachte der!"

Aurora konnte das nicht leugnen, und doch fand sie einen Unterschied zwischen den Grundsätzen der Beiden, dem sie keinen Namen geben konnte.

Sie fand den Namen, da sie allein war. In allem, was Moriz von diesen Philistertugenden, wie er sie nannte, redete, war nicht eine Spur Verachtung, sondern bloß Begeisterung für das, was er Tugend nannte. Walser redete mit Ironie, mit Spott von den kleinen Tugenden des stillen Lebens.

Aurora sagte ihrem Vater: Moriz habe Unrecht, so zu denken; aber ein junger Mann, der den Ruhm gewöhnlich mit der Tugend, die Größe der Handlung mit dem Werth der Handlung selbst verwechsele, müsse so denken. „Der Baron Walser sprach so, lieber Vater, weil er die Tugend mit dem Reden darüber verwechselte; und was der Herr von Ahrenswalde über den jungen Menschen sagt —"

Und das war wahr. Ahrenswalde, trotz daß er sein gebrochenes Bein auf Morizens Rechnung schrieb, sprach mit froher Bewegung von Morizens Tugenden, von seinem Muthe, von seiner weichen, zartmenschlichen Empfindung. Er mahlte Morizens Erziehung in

dem väterlichen Hause, das häusliche Glück der Familie, das er in keinem Hause in dem hohen Maaße gesehen hätte: und Frau von Windhelm versöhnte sich wieder mit dem jungen heftigen Menschen, und die Versöhnung wurde ganz vollkommen, da sie sah, mit welcher bewundernden Ehrerbietung er ihre Nichte betrachtete, die ihr Liebling im allerhöchsten Grade war.

Die Frau von Windhelm hatte ihre Einwilligung in die Verbindung ihrer Nichte mit dem Baron Walser gegeben, und sie und ihr Bruder sahen diese Verbindung schon für vollendet an.

Die Tante stellte sich zwischen jeden jungen Menschen und Auroren, sobald sie sah, daß Aurora aufmerksam auf den jungen Mann wurde; denn die Verbindung mit Walsers, die Verbindung der Güter, war ihre Lieblingsidee; aber sie fand doch einen Triumph darin, daß jeder junge Mensch halb und halb verliebt in ihre schöne Nichte wurde.

So sah sie mit Vergnügen, daß auch

Ahrenswaldens Schützling, Moriz, die Augen auf Auroren geheftet, da saß, jedes Wort von ihren Lippen, jedes Lächeln, jede Bewegung wegfing, und dann gegen die Tante von den Vollkommenheiten Aurorens mit einer unverhehlten Begeisterung redete, mit einer fast noch größern, als er von der Tugend gesprochen hatte.

Da er ein Bürger, und also jede Hoffnung unmöglich war: so konnte sie den Triumph recht unschuldig und recht sicher genießen.

Sie hatte ja dabei nichts zu thun, als Auroren von Zeit zu Zeit an den Baron Walser und an Hagemanns Geburt zu erinnern, und das nur so beiläufig; denn Aurora, die gütige, die kindliche Aurora, hatte ihre Einwilligung in ihre Verbindung mit Walser gegeben, da ihr Vater sie einmal recht freundlich bat, ihm vor seinem Tode diesen Wunsch zu erfüllen; ja in der schönen Verwechselung ihrer kindlichen Liebe mit der Empfindung ihres Herzens gegen

Walser, hatte sie sogar ihrem Vater und ihrer Tante gestanden, sie liebe den jungen Baron.

Sie wollte ihren Vater nicht etwan täuschen, nein, sie täuschte sich selbst erst. Des Barons Briefe, die sehr schön waren, bewegten sie sehr. Sie vergaß, wenn sie einen Brief von ihm in ihrer Hand hatte, jede saure Empfindung, die sie fühlte, da er in ihrem Hause gewesen war. Genug, sie sah sich für seine Braut an, obgleich es noch nicht zu einer Erklärung gekommen war, als zwischen den Eltern. Sie wußte ja von des Barons Schwester, von Julien, wie viel Opfer, welche harte Opfer der Baron von der Geliebten verlangte. Das schien dem Mädchen, dem jedes Opfer leicht wurde, sogar groß. Mit einem Worte, Aurora ging auf dem phantastischen Boden einer erträumten Liebe. Sie war ihres Herzens, ihrer Treue sicher. Ihre Antworten auf Walsers Briefe waren alle so schön als seine, und tausendmal zärtlicher. Ihr schönes Herz berührte oft ganz

leise die schönsten Hoffnungen der Zukunft. Ach, hätte Walser gewußt, daß das Mädchen bei den Zügen, die ihre Hand schrieb, nicht erröthete: er hätte nicht die Hälfte seiner Triumphe gehabt!

In dieser schönen Sicherheit ihres Herzens bedurfte sie der Warnungen ihrer Tante nicht einmal gegen Moriz, und Moriz bedurfte noch weniger einer Warnung.

Aurora war ein Fräulein; und wäre sie seines Gleichen gewesen: so stand eine Liebe zu einem Mädchen allen seinen großen Planen im Wege.

Aber er dachte daran gar nicht. Er ging mit Auroren nur um, wie mit einer Fremden, einem gebildeten Mädchen, dem er seine ganze Achtung nicht versagen konnte.

Er war zugegen, wenn sie dem Herrn von Ahrenswalde vorlas; ihre Stimme war so wohlklingend, und Himmel! die Empfindung, mit der sie las, gab dem Dichter neue Reize. Und wenn nun ihre Stimme an zu stocken fing, wenn sie das

Buch höher hielt, um erst die schimmernden, dann die nassen Augen zu bedecken; wenn nun die Stimme mit dem Weinen rang, und sie, endlich besiegt, das Buch auf das Bett legte, und nach dem Arzneiglase griff, und nun Moriz das Buch nahm, weiter las mit ihrer schönen Bewegung, wie zwei Nachtigallen, die mit einander wetteifern, gleich schön, und der Jüngling zuletzt das Buch auch niederlegte, und Aurora dann ihre Thränen mit seinem schönen Vorlesen entschuldigte: so war das alles nichts! denn sie waren unschuldig.

Und wenn nun die geschäftige Tante, kopfnickend, und mit glänzenden Augen voll Triumph über den Sieg ihrer Nichte — denn Ahrenswalde hatte eben gesagt: „Sie hat tausend Stimmen in ihrer Brust, und Moriz nur Eine!“ — die Guitarre brachte, und Aurorens Rosenfinger die Accorde durchliefen, um erst wieder Ruhe und Athem zu gewinnen, und doch in der vorigen Bewegung ihres Herzens in den Gesang hinüber schwebte;

die Tante und der Vater sogar ganz neue Töne in ihrem Gesange fanden, Moriz die Töne mit dem, was sie gelesen, begleitete, und nicht wußte, was er hörte, was so mächtig in seiner Brust stürmte: so war doch das alles nichts, gar nichts; denn sie waren unschuldig, Beide unschuldig! Und wenn Moriz nun mit seinem reinen, weichen Basse zu ihrem Spiel sang: in diesen heilgen Hallen — Aurora immer leiser spielte, um ihn zu hören, um die Majestät der Gedanken des Liedes in seinen schimmernden Augen zu sehen, die von etwas Anderem schimmerten, als von dem Liede, und eine Stille im Zimmer wurde, als wären dies die heiligen Hallen der Liebe: so war alles dennoch nichts; denn sie waren Beide unschuldig.

Und dann stiegen sie von den hohen Alpen dieser erhabenen Empfindungen in die freundlichen Thäler des häuslichen Lebens hinab. Moriz begleitete Auroren auf den Hühnerhof, wo sie das frohe Volk der Tauben und Hühner fütterte.

Da stand sie in ihrer Morgenkleidung, frisch und schimmernd wie der Morgen. Die blonden Locken rollten noch unaufgebunden um Stirn, Hals und Schultern. An der Brust sproßte nur eine Rose, in welcher der Thau noch hing. Sie streute das Futter lockend aus, und erzählte ihm, ihn freundlich mit den klaren, offnen Augen beschauend, wie das in Tagrothen viel, viel schöner sey, wie da jede Taube, jede Bruthenne mit den Küchlein ihre Stimme kenne, die Rehe in dem Park ihres Vaters gar nicht vor ihr flöhen, sondern Brodt aus ihrer Hand äßen.

Zu jeder kleinen Idylle aus Tagrothen stellte er dann eine aus Wieseleben im höheren Styl hin, wie aus den Kinderspielen der vier Geschwister die Freundschaft in immer schönern Blumen aufgeblüht, aller Herzen umschlungen habe. Von der edelstolzen Rosaura mit dem Heldenherzen erzählte er, von seiner Schwester und Louis schöner Liebe, von des Alten froher Weisheit, von des Va-

ters reiner Tugend, und wie dennoch die Mutterliebe alles besiegt habe.

Mit frohem O! und Ach! hieß ihn Aurora fortfahren; und um jede Störung zu vermeiden, leitete sie ihn in den dicksten Theil des Parks. Der erinnerte sie bald an diese kleine Begebenheit, bald an jene, die sie erlebt hatte, und diese erinnerten wieder ihn.

So war nach ein paar Tagen Aurora in Wieseleben zu Hause und Moriz in Tagrothen.

Unter diesen Erzählungen von Wieseleben, von Rosaurens räthselhaftem Erscheinen, von Hannchens und Louis unschuldiger Liebe, vergaß Aurora ganz, daß sie nicht in diesen Kranz der Arkadischen Liebe gehörte. Sie nannte den Fremden ein paarmal Moriz, legte im Gehen ihre Hand auf seinen Arm, in seine Hand zuletzt, damit er nicht immer in die Bäume hinauf nach fremden Vogelstimmen lauschen sollte. — Sie konnte überhaupt seine Jagdlust am wenigsten an ihm leiden — dann öffnete er

sein Taschenbuch, und zog einen Brief von Hannchen hervor, dann einen von Louis, und las vor; und wie hätte sie den Vorleser nicht lieben sollen, den seine Freunde so unbeschreiblich liebten? Und eben aus diesen Briefen lernte sie das Herz des Jünglings kennen, mit dem sie jetzt umging.

Die Tante, die aus ihrem Fenster manche kleine Scene mit ansah, setzte sich zu Auroren, ließ sich den letzten Brief von Walser vorlesen. „Ich glaube, Aurora, er hat unter allen Jünglingen seines Gleichen nicht mehr! Diese Kraft der Seele, mit der weichen Empfindung gepaart!"

„Ja, liebe Tante, obwohl mir in Tagrothen es manchmal anders schien. Aber behalten Sie den Brief. Ich habe Hagemannen versprochen, ihn oben auf die Höhe zu bringen," sagte sie, den Fuß zum Gehen aufhebend — „der Brief ist recht schön. Das ist wahr!"

„Und die stumme Liebe, die dennoch aus jeder Zeile hervorbricht und —"

„Recht

„Recht schön! Das ist wahr. Aber behalten Sie ihn!"

Die Tante schüttelte den Kopf hinter der Nichte her, biß dann die Lippe, sagte dann: „Sie ist unschuldig! das ist auch wahr!" Da sie mit Moriz einmal allein war, sagte sie erzählend: „daß Aurora Braut wäre, von einem Baron Walser, einem sehr edlen Menschen; den Sie lieben würden, wenn Sie ihn kennten."

Moriz wendete schnell das Gesicht zu der Tante, und sagte: „Braut?" doch nur mit Miene und Ton, als wenn man etwas Unerwartetes hört. Dann betrachtete er die Linien in seiner Hand aufmerksam, und fragte wieder: „Braut? Ich würde ihn schon darum lieben, weil das Fräulein seine Braut ist," setzte er mit einer heftigen Freundlichkeit hinzu.

Er nahm aber das Wort „Braut" mit in seine Einsamkeit. Er scheute sich, Auroren aufzusuchen. Das Wort erregte einen Sturm in seinem Innern, der ihm doch unangenehm wurde. Denn

Braut sagte sie, und von Liebe kein Wort, nicht Eins!

Mit einem Finger Linien vor die Stirn zeichnend, fuhr er fort: „Aurora hat der Walsers erwähnt, der Schwester, des Bräutigams nicht. Wer weiß auch? Freiherr, Gold die Menge! Die Tanten kenne ich. Da wird wieder ein Herz geopfert!"

Doch fiel ihm ein, wie sehr der Vater Auroren liebte, und wie oft, wie heftig er sich gegen allen Zwang beim Heirathen erklärt hatte! „Gott mache das edle Geschöpf glücklich!" setzte er heftig hinzu. „Und schlecht kann er nicht seyn, wenn Aurora seine Braut ist!"

Er ging zu Ahrenswalde.

„Nun, Moriz, was gibt's?"

„Was soll's geben? eine frohe Nachricht. Aurora ist Braut!"

Ahrenswalde hielt seinen Blick fest auf dem Gesicht des jungen Menschen, das eben keine frohe Nachricht verkündigte. „Braut, von wem?"

„Baron Walser ist der Glückliche.“

„Walser? Aus Edelbach?“

„Daher.“

Ahrenswalde machte gerade ein Gesicht, wie Moriz. Aber ganz unbemerkt nahm er den Jüngling ins Examen, horchte, umspann ihn mit Fragen, tadelte Auroren; und nach einem halben Stündchen sagte er zu sich selbst: „Auf Ehre, ich fürchte, der Teufel hetzt hier wieder zwei Walsers zusammen. Und warum denn der Teufel? Ich könnte ja sagen, des Mädchens Schutzengel, und warum soll ich nicht Deinen erhabenen Namen nennen: „Du Herr des menschlichen Geschicks?““

„Gott!“ rief er, nach einigem Nachsinnen die Hände faltend — „wenn dieser Walser so ist, wie Lorchen ihn zeichnete — Ja, wenn er so ist! Lorchen hat ihn abgewiesen; und zu einem Korbe will ein Mädchen, gut oder böse, allemal ihre guten Ursachen gehabt haben. Lorchens Vater sprach doch von ihm, als von einem kräftigen Menschen.“

Er schrieb an Lorchen:

„Lieb-Lorchen! Mich hat hier der Teufel in den Klauen oder ein guter Geist in seinen Armen. Der Zufall — was Zufall? — hat mich hierher gebracht zu einer lieblichen Paradiesblume, die Aurora heißt, nach der ein schwarzer Geist, der Sohn des Barons Walser, seine giftige Hand ausstreckt, wenn er ist, wie Du ihn mir mahltest. Ich beschwöre Dich, sage mir die Wahrheit von ihm. Vielleicht kann ich sie retten. Lege einmal deine Mädchennatur ab und gib mir die Wahrheit nackt, ohne Putz. Aber ich bitte Dich, mein Kind, nie gehe der Name Walser oder Aurora über Deine Lippen! —

„Was gibts Neues? „Dein A."

Mit umgehender Post hatte er Antwort. „Hier ist Wahrheit. Ich liebte den Baron Walser. Ich wollte, Sie kennten seine edle Schwester, meine Freundin. Ihr legte ich die Entscheidung meines Geschicks in die Hand in einem Briefe. Sie antwortete lange nicht. Ich er-

innerte sie noch einmal. Da schrieb sie mir: „Er ist mein Bruder, liebes Lorchen! Aber hier nimm, was ich heute im König Richard dem Dritten fand."

„Hier, lieber Vater, haben Sie die Worte, von ihrer Hand: „O fliehe, meide jenen Hund! Sieh, wenn er liebkost, beißt er, wenn er beißt, verzehrt des Zahnes Gift zum Tode Dich! Hab nichts mit ihm zu thun, o meide ihn! Tod, Sünde und Hölle haben ihn gezeichnet, alle ihre Knechte sind in seinem Dienst!" O können Sie diese Morgenröthe aus den Armen des mitternächtlichen finstern Dunkels retten: so retten Sie! Ich konnte nicht. Die Schwester nicht. Und wenn Sie ihn sehen sollten: so — o so trauen Sie nur dieses Mal einem Mädchenauge mehr, als Ihrem! Ich liebte ihn, und brach mit ihm. Die Schwester liebte ihn, und schrieb mir diese Worte. O wenn Sie ihn sehen: so glauben Sie nicht der edlen Gestalt, nicht dem Adlerblick des Muths, nicht dem Strome der schönen Begeisterung! Glauben sie mir und seiner Schwe-

ster. Er kennt sich selbst nicht. Er ist kein Teufel; aber Teufel haben ihn in unauflöslichen Banden. Hochmuth ist die Kette, welche die Hölle um ihn geschlungen hat, der Hochmuth, mehr zu seyn, als alle Andere. Er achtet nichts, als sich selbst. Er hat keine andere Leidenschaft, als den Hochmuth, und die ahnt er in seinem Herzen nicht. Er stößt von sich, was ihn liebt, und verlangt nur da Liebe, wo er gehaßt wird, und fodert auch von dem Hasse Liebe, um verachtend sagen zu können: „Ich bedarf Deiner nicht!" O glauben Sie mir und der Schwester, die — Und retten Sie, die weiche Aurora aus seinen Händen von hartem Erz, die nichts können, als zerstören. — —

„Neues gibts hier nicht, Väterchen! Ihres Sohnes Gram hat mir die Mutter anvertraut. Ich muß mir das Instrument erst stimmen, und dann — dann — Väterchen, Sie sind fast der einzige Mann, den ich Lust haben könnte, in ein Mädchenherz, und in meines, bis auf den Grund hinein sehen zu lassen. Aber der Mensch

thut am besten, wenn er seine Rolle ausspielt, so gut er kann. Es war nicht gut, denk ich, daß ich Ihnen die Hand gab, das zu erfüllen, was mein sterbender Vater mit Ihnen verabredete; denn seitdem ist mein Kopf so unruhig, als wäre er das Herz. Mit einem unruhigen Herzen nimmts ein Mädchen zur Noth auf. Da wissen wir unser Komplimentirbüchlein auswendig; aber wird ein Mädchenkopf unruhig: so helf uns armen Dingern der Himmel! Das ist eine Arbeit nur für den Mann; bei dem Mädchen muß das Herz entscheiden. Der Kopf treibt uns auf diese oder jene Seite zu weit.

„Ich studire recht fleißig in ihrem Kunstkabinette, treibe Musik, zeichne, lese, schreibe, und das alles, nur um zu vergessen, woran ich nie hatte denken sollen. Eleonore Held. Um dieses Namens willen werden Sie mir viel zu Gute halten. Ich unterzeichne mich mit Demuth Ihr armes Lorchen."

Nachschrift. Ihr Krankenhaus steigt wie durch Zauberei empor. Die

Leute stehen vor dem Hause, und schütteln die Köpfe über den schönen Säulengang, über die hohen, prächtigen Arkaden, über den lieblichen Garten, der ringsum entsteht, über die Wasserströme, welche Ihre Pumpen gegen den Himmel aufgießen, und Kühle und Fruchtbarkeit verbreiten. „Das sind Bäder für Fürsten, und nicht für arme Kranke!" sagt man tadelnd, und mir zieht es Freudenthränen in die Augen, daß dieser schöne Anblick der großen, hellen Zimmer, der reinlichen Betten, selbst die Pracht dem Kranken schon die halbe Gesundheit zurück geben wird. Ich gehe zuweilen in Ihre Industrieschule, wo schon zwölf junge Mädchen wohnen; so schnell zaubert das Geld alles hervor! — Freilich, wer Geld hat, kann das; aber es gehört doch auch ein Herz dazu, Väterchen, und dieses Herz wird, denk ich, doch zuweilen recht stolz schlagen.

„„Gewiß nicht!" sagte die Mutter.

„„Gewiß nicht!" sagt Ihr alter Faktor, ein sehr braver Mensch, den ich sehr

liebe, troß dem, daß er im Hause umher geht wie ein Spion, und über jedes Fädchen schilt, das ich wegwerfe, über jede Nadel, die ich verliere; und zu meinem Geburtstage, den er, ich weiß immer noch nicht, wie er ihn ausspionirt hat, brachte er mir in Ihrem Namen, Väterchen, so ausgesuchten Putz, so geschmackvoll, und da ich ihn über seinen Geschmack lobe, raunt er mir zu, daß der junge Herr alles ausgesucht habe, und der junge Herr ritt aus, obgleich er wußte, es war mein Geburtstag.

„Ich habe das Fräulein Berg gesehen. Fairer then tongue can say! Und dennoch muß ich hinzu setzen: never came poison from so sweet a place! Sie kannte mich nicht. Ich ging allein auf der öffentlichen Promenade, die Sie um die Stadt ziehen lassen. Ich setzte mich in einen Pavillon auf der schönen Anhöhe am neuen Thor. Sie kam dahin. Ihr Gruß gegen eine Fremde war so angenehm, so witzig, daß ich, ohne sie zu kennen, meiner frohen Laune, die ein Haufen geputzter Menschen immer erregt, den Zü-

gel schießen ließ. Sie wollte mich überbieten mit Witz, und kritisirte die Vorübergehenden, aber so höhnisch, so giftig, daß ich fast erstarrte.

„„Nun was ist Ihnen?" fragte sie.

„„Nichts; aber wenn man schwört, ist man ernst."

„„Was schwören Sie denn?"

„„Nie wieder, auch nur im Scherz, über einen Menschen zu spotten. Sie sind viel schöner, als ich; aber wüßten Sie, wie übel der ätzende Spott diesem Graziengesichte steht, Sie würden ihn auch abschwören."

„Sie sah mich mit einem verächtlichen Stolz an. „In der That, Kind!" sagte sie höhnisch — „ich traute diesem hellen Auge doch zu viel." Sie fragte nachlässig nach meinem Namen. Ich nannte ihn. Ich nannte Ihren Namen.

„„Ach," sagte sie — „das ist ein anderes! Sie wußten sehr wohl, daß ich das Fräulein Berner war." Sie verbeugte sich und ging.

„Ich sah dieser edlen Gestalt nach,

diesem leichten, tanzenden Gange, und Väterchen, Väterchen, ich habe seit dieser Stunde doch schon wieder recht viel gescherzt und gespottet!

„Ich denke darüber nach; so schön Gesicht und Gestalt, als hätte die Natur den schönsten Engel einmal aus einem irdischen, körperlichen Stoffe bilden wollen; der Ton ihrer Stimme so rein, so wohlklingend, so weich, als stiege er aus der Quelle der Harmonie empor; das Auge so unschuldig, so klar, als hätte der Himmel sich irgendwo geöffnet; das Grübchen in der feinen Wange, als wäre sie die Göttin des freundlichsten Lächelns; die weiße, hohe, ungefurchte Stirn, so edel; und dieser sanft lächelnde, feine Mund mit dem Zuge der Güte, und einer frommen Begeisterung; und dennoch war sie untreu, und dennoch betrog sie den Mann, der sie liebte! Ich sinne darüber nach, welche Wirkung das wohl auf das Herz Ihres Sohnes gemacht haben kann.

„Eberhardine sagte lächelnd: „Er ist wie Einer, der ein kaltes Gespenst

umarmt, sich entsetzt, eine Zeitlang erstarrt, und desto seliger ist, wenn er wieder an die warme, lebenvolle Brust eines lebenden Menschen sinkt. Glaubt mir, er wird sich heraus finden. Dieses Mißtrauen ist seinem Herzen zu fremd."

„„Desto fester kann er es halten, fürcht ich."

„„Er wird sich wieder finden, glaubt mir doch!"

„„Ja," sagte Stolle — „wenn er ein Herz findet, das die Geduld hat, seinem ausgeleerten Herzen das alte Vertrauen wieder zu geben, um den Preis, den er darauf gesetzt hat."

„„Welchen Preis, liebes Männchen? Mir wird ordentlich bange, wenn ich Dein ernstes Gesicht sehe. Welchen Preis?"

„„Den das um allen Glauben an Treue, nein, den das um allen Glauben an Euer Geschlecht betrogene, freudenlose, erstarrte Herz fordern wird, muß!"

„Eberhardine lachte. Ich lächelte doch."

„„Das thut mir weh," sagte er, — „daß ihr dazu lacht. Aber wenn nun des Mädchens Untreue, das er so unendlich liebte, wenn nun der Hohn, dieses schadenfrohe Lachen, womit sie ihre Untreue wie zu einer Furie machte, die ihr Gift auf das ganze Leben zugleich gießt; wenn nun diese höllische Untreue das Feuer in seinem Herzen, das himmlische Feuer des Vertrauens ganz verlöscht hat: wißt Ihr denn, wo die prometheische Flamme zu finden ist, die sie wieder anzündet? Brecht die Blüthe: könnt Ihr ihr das Leben wieder geben? Wäre es Haß, den er gegen Euch fühlte, wäre es Zorn, Wuth, Verzweiflung — aber es ist Verachtung. Sehen Sie, Lorchen, er ist gern in ihrer Gesellschaft. Er sagte noch neulich zu mir: „Sie ist fast so schön wie jene, ich wollte schwören, sogar um zwei Haar besser, ihr Witz ist sogar gehaltreicher; aber sieh! lieber Bruder, sieh! sie kann nicht dafür, wahrhaftig nicht, daß die Natur ihnen allen dieses wankelmüthige Herz gab. Es mußte so seyn. Ich woll-

te, ich wüßte nichts davon, glaube mir! Denn das mag leicht der ärgste Fluch der Natur seyn, daß ich weiß: „Ich kann sie alle mein nennen, nur nicht Ihre Begierden.“ Denn zum Teufel! wir sind fast so treulos, als sie selbst; aber wir gehen weiter und weiter, von einer zur andern. Das dürfen sie nicht. Locken ist ihre Natur; und hielten sie den edelsten Mann in ihren Armen: sie müssen dennoch ihr Netz auswerfen. Wir suchen Treue, sie suchen Liebhaber.““ Und lachend ging er hinaus, und mit unverstellter Lustigkeit lachend.

„Ich mußte dennoch lächeln; dieser Mensch hatte zu meinem Geburtstage mir den Putz ausgesucht.

„Aber Stolle hat nicht Unrecht. Es ist nicht nur Verachtung, sondern er lacht über uns, und das ist schlimm, Väterchen! Denn zuweilen steht er neben mir, sagt mir Schmeicheleien über meine Schönheit, über meine fröhliche Laune, ich möchte sagen, als hätte er Lust, mich zu betrügen, und dann nimmt er seine

Büchse, geht so gleichgültig auf die Jagd, als ob er mich nicht gesehen hätte.

„Da sehe ich, daß meine Nachschrift noch zehn Mal so lang geworden ist, als mein Brief. O wüßte er das, er würde lachen, und was könnte ich ihm antworten?

„Und da ich diesen Brief noch einmal lese, sehe ich, daß wir die Feder nicht berühren sollten; denn ich habe Ihnen da Dinge geschrieben, die ich Ihnen um keinen Preis gesagt hätte. Aber wir haben den Vertrag mit einander, daß Keiner von uns Beiden weiter sagt. Und einen Mann zu seinem Vertrauten machen — Nun denn, was habe ich Ihnen denn vertraut? — heißt, viel auf seine Hörner nehmen, wie sie es nannten.

„Ich will nicht noch ein neues Postskript anlegen, sonst — Mein Vater sagte: „Ein Mädchen verschweigt gerade immer die Hauptsache, wovon die Rede ist.“ Und die Hauptsache sollen Sie nicht errathen, was wetten Sie? — Aber meine Aurora, denn sie ist ein Engel! retten

Sie, wenn Sie können. Ums Himmels willen, wo haben Sie sie gefunden? Und wie wollen Sie sie retten? Wie?"

Antwort.

Du bist ein braves Mädchen, mein Lorchen! Rette Du meinen Sohn; denn das wars, was ich mit Deinem sterbenden Vater abredete, worauf Du mir die Hand gabst, was Du errathen, und, wie ich sehe, mein geliebtes Kind, auf Deine Hörner genommen hast.

Fodert er einen hohen Preis: so fodere von ihm den höchsten, den ein Mädchen fodern kann, das Herz eines edeln Mannes; das hat er! Welchen Preis kann er fodern? Ich sehe nicht, welchen?

Ich rette dagegen Deine Aurora. Aber soll ich sie retten: so darf der Name Aurora nicht über Deine Lippen. Weiß Jemand außer uns Beiden von meinem Plan: so ist er auf immer zerstört. Also geschwiegen! Ich schweige dagegen auch; und sage, was Du willst, Dein

Post-

Postskript hat mir alles verrathen. Ich habe hier mit der vertrakten Geschichte der Rettung Aurorens zu thun genug. Damit Gott befohlen! Meinem alten Faktor, so bösartig er auch scheint, kannst Du trauen. Er hat das Herz eines Engels; und wenn Du Geld gebrauchst, was wohl seyn könnte — Denn ein Plänchen hast Du in deinem Köpfchen — so hat er den Auftrag, Dir zu geben, was Du verlangst. Auch fehlt es dem Alten gar nicht an Geist. Er hat einen Takt, mit dem er Dich mit allem Deinem Witze überbieten könnte. Und schweigen kann er wie das Grab, und lieb hat er Dich, als wäre er Dein Liebhaber. Von jetzt an, weiß ich, hat er einen großen Stein bei Dir im Brette; denn was Georg von Deinem Geschlecht sagt, ist nicht ganz unwahr. Und nun Gott befohlen, liebes Lorchen! Der Himmel gebe Dir Muth und Geduld! Amen! Glaube mir, Lorchen, was man aus reinem Herzen thut, und mit froher Lust, ist oft schöner gethan, als was die Göttin Leidenschaft thut mit

ihrem Dolch in der Hand; und wenn auch die Leidenschaft nicht hilft: so helfen alle himmlische Geister, und diese guten Geister mögen Dich umringen!

Er siegelte, und schon während des Siegelns sagte er: „Sie will ihn retten und ich soll hier Auroren retten? Und, wie? wie denn? laß sehen! Und seines Vaters Wunsch mit Rosauren? — Was weiß ich denn? Wie zwei junge Mädchen von einem Manne denken, der vielleicht nur nicht tanzen wollte, wie sie pfiffen. Und hier soll ich das Recht der Gastfreundschaft beleidigen? Hat sie nicht Verwandte? Hat sie nicht selbst Augen?"

Er mußte lachen; denn indem er mit dieser pathetischen Rede über seine Pflicht ans Fenster hinkte, sah er die liebliche Aurora mit Moriz unten im Garten stehen. Der hielt Aurorens blonde, muthwillige Locken zusammen, bis Aurora sie hinten in einen Knoten gebunden; dann zog er aus dem schönsten Nadelkissen, ihren Lippen, eine Nadel, womit sie das Band befestigen wollte. Und

dann knixte Aurora freundlich, setzte den Hut auf, und dahin gingen sie Feld ein.

„Pah!" sagte Ahrenswalde — „ich will ruhig die Liebe ihre eignen Sachen treiben lassen; und wenn das Mädchen mit den Reizen, mit der feinen, jungfräulichen Gestalt, mit der Harmonie ihrer Stimme, und mit der unschuldigen, aber morgenländischen Wärme des Herzens, und mit alle den tausend kleinen Künsten, welche die Natur sie lehrt, nicht in vier und zwanzig Stunden den rauhen Ritter in eine singende Nachtigall umwandelt: so weiß ich nicht, was Jugend, was Liebe, was Natur ist. Zieht hin, und Eure Schutzgeister begleiten Euch!"

Aurorens Vater trat ins Zimmer, und lächelnd fragte Ahrenswalde: „Aurora ist Braut des Baron Walser?"

Der Oberst hielt dem Baron eine lange Lobrede, setzte ihn die Jugendfreundschaft, die er mit dem alten Baron gehabt, aus einander, alle die Vorthei-

le, die für Beider Güter aus der Verbindung entstehen müßten.

„Und ich hoffe, Herr Oberst, die jungen Leute sind so eins, wie die Väter, und passen für einander, wie die beiden Güter!“

„Meine Aurora ist so jung, so unschuldig noch!“

„Desto sicherer sind die Kennzeichen der Liebe, Herr Oberst!“

Der Oberst bückte sich, und meinte, daß sie ihn liebte.

„Und der junge Baron?“

„Ist in seiner Art ein Grillenfänger, wie die jungen Leute jetzt sind. Er liebt sie, und mit Leidenschaft, mit wilder Leidenschaft. Dagegen verlangt er auch eine Liebe, die Auroren mehr als Licht und Leben, Tugend und Ehre seyn soll. „Liebe, nur Liebe,“ sagt er heftig — „ist die Mitgift des Mädchens. Hat noch etwas anders in dem Herzen des Mädchens Raum als Liebe, ist ihre Liebe nicht reicher als ihre Zunge, reicher als selbst die Treue, die Unschuld: so ist sie eine Bettle-

rin; denn Liebe ist die einzige Tugend des Weibes.""

„Er hat nicht ganz Unrecht."

„Und doch wird er ein Lächeln von Auroren für Liebe halten, wie wir Männer sind."

„Und Aurora?"

„Sie weiß von alle dem nichts, und dennoch ist sie, wie er sagt. Ihr Herz ist reicher als ihre Zunge. In ihrer Brust — glauben Sie mir, ich rede nicht als Vater — ruht eine Liebe, womit man eine Welt voll Haß ausstatten und versöhnen könnte. Was ich fürchte? Er wird sie verkennen, eben weil sie hat, was er fodert, ein Herz, das reicher ist als die Zunge."

„Er wird sie nicht verkennen, wenn sie ihn liebt. Die Liebe hat tausend Zungen."

Er fragte Auroren selbst nach dem Baron Walser. Sie erzählte dem Herrn von Ahrenswalde von den tausend guten Eigenschaften ihres künftigen Mannes. Ihre Zunge war reich an

Lob; aber das blaue Auge blieb klar, auf die schöne Wange goß sich keine Röthe, die Stimme stockte nicht beim Loben, nicht der Athem. Die Braut redete, aber die Liebe nicht.

„O Du schönste Blume des Lebens!“ sagte er, da sie ihn verlassen. „Der Himmel versage Dir nicht die reichste Freude, welche dieses Leben hat!“

„Höre, Moriz! die Rosaura möchte ich kennen. Dein Vater redet von dem Mädchen wie von einer Heldenseele.“

„Das sie ist. Glauben Sie mir, sie ist alles, was sie seyn will, und sie will nie etwas anders seyn, als was die reinste Tugend ihr gebietet.“

„So redet ein Liebhaber.“

„Liebhaber?“

„Ja, auch finde ich natürlich, daß Du sie liebst. Ich finde es nur seltsam, daß Dein Vater nichts davon weiß. So ein starker Geist paßt zu Deinem, Moriz! Denn ich fürchte, Deine Wildheit würde aus weichern Mädchenaugen Thränen ziehen. Zum Beispiel, hier diese Aurora,

deren Herz ein Seufzer ist, eine Thräne, nichts weiter."

„Sie irren sehr, lieber Vater, wie sehr! Ihr Herz ist weich, das ist wahr; aber stark wie der Muth."

„Ich bitte Dich, Moriz!"

Aber da hob Moriz mit flammenden Blicken an, Auroren zu vertheidigen.

„Du hast die seltsame Eigenschaft, mein Freund, von jedem Mädchen wie ein Liebhaber zu reden, und nun gar von Auroren, die Braut ist!"

„Soll ich ungerecht seyn, weil —" Er hob wieder an mit größerer Begeisterung. Er stellte Rosauren gegen Auroren. Er wußte zwar nicht, welcher er den Vorzug geben sollte. Aber er zählte Rosaurens Tugenden nach dem Alphabeth auf. Aurorens Tugenden wand er in einen schönen Blumenkranz zusammen, und gab jeder ein zärtliches Beiwort. Nannte er Rosauren eine Göttin, und fehlte ihm nun für Auroren ein höheres Wort: so trug sie sein Blick, seine Stellung, seine Stimme,

sein: Ach! Ach! Himmel Ach! in den Himmel!

„Von einer Braut sollte ein junger Mensch nicht so reden, Moriz!"

„Eben darum soll er so reden. Von einer Geliebten soll ein junger Mensch gar nicht reden."

„Moriz, Moriz, vergiß Du in Deiner Begeisterung nicht, daß das Mädchen Braut ist! Das allein will ich Dir sagen."

Stolz sah ihn Moriz an, und das Gespräch wurde abgebrochen.

Obgleich Ahrenswalde ganz gut wieder gehen konnte, so reiste er dennoch nicht ab. Der Oberst war auch um eines Geschäfts willen bei seiner Schwester. Ihr Gut war Lehn; es war so schön, so reich, daß sie es gern als Eigenthum gehabt hätte. Man stand mit den Agnaten, den Herrn von Windhelm, in Unterhandlung, und zugleich mit dem Hofe, das Lehn in freies Eigenthum zu verwandeln. Die Windhelme foderten eine mächtige Summe, der Hof auch.

Berg und seine Schwester waren unschlüssig. Man hatte es Ahrenswalden längst vertraut.

„Wenn ich nur erst wieder aufs Pferd kann," sagte der — „am Gelde soll es nicht fehlen."

Aber obgleich Ahrenswalde entschlossen war, sich nicht in das Spiel der Liebe zu mischen: so hätte er doch schon längst zu Pferde gekonnt, um das Gut ordentlich zu besehen, was nun gar einmal Auroren als Erbtheil zufallen mußte. Moriz war mit dem Obersten schon längst umher geritten, und der Oberst war erstaunt vor der Kenntniß des jungen Menschen im Landbau. Er hielt dem Gute lange Lobreden, machte Anschläge, die Ahrenswalde riesenhaft schienen.

Moriz ging den andern Tag an Aurorens Seite noch einmal auf den Theil des Gutes, den er falsch beurtheilt haben sollte; aber dann kam er doch ein wenig schamroth zu Hause; denn der arme Junge hatte so aufmerksam auf Au-

rorens Erzählungen gehorcht, daß er nichts gesehen hatte.

Die beiden Liebenden waren zu dieser Zeit schon im dritten Zeitpunkte der Liebe, ohne daß sie es wußten.

Sie hatten, wie jedes junge Paar, mit dem Halberhabenen angefangen, aus bloßer gewöhnlicher Eitelkeit, die jeden jungen Menschen und jedes junge Mädchen, die sich kennen lernen, auf ein Piedestal stellt, um sich höher zu zeigen. Sie waren es Beide werth, herabzusteigen, und sie stiegen herab. Das Halberhabene in ihren Reden war verschwunden; Vertrauen trat an die Stelle, sie plauderten wie zwei Kinder, nur von ihrer schönen Vergangenheit; denn wie hätten sie von etwas Schönerm reden können? Sie sahen einander freundlich in die blauen Augen, und Moriz konnte in dieser Zeit recht ruhig von ihrem Auge weg, und von ihren Worten weg nach einer fremden Vogelstimme in einem Baum hinauf sehen, sie konnte eine Viertelstunde lang mit einem Kinde, das am Wege die Klei-

der der grasschneidenden Mutter hütete, reden. Ganz ruhig holte er in dieser Zeit aus ihren Lippen die Nadel, womit sie ihr Haar fest steckte. Sie lachten, sogar war Aurora wohl ein klein wenig muthwillig. Er nie. Die Dritte Epoche ihrer Neigung kündigte sich wie der Frühling mit Sturm an. Sie kehrten wieder in das Erhabene zurück; aber jetzt nicht aus Eitelkeit, sondern die Liebe fing an, ihre magischen Schwingen in ihren Herzen zu rühren. Sie lachten nicht mehr. Ein schöner Schatten unter einem Baume bewegte ihre Herzen, eine einsame Hütte noch mehr; und saß vor der Hütte ein junges Weib mit einem Kinde an der Brust: so gingen sie zehn lange Minuten, ohne ein Wort zu reden. Aurora verschleierte sogleich ihre Gefühle, sie hielt sich jetzt in den engsten Gränzen des ernstesten Anstandes, Sie hatte jetzt kein Haar mehr aufzubinden, keine Nadel mehr aus ihren Lippen zu fodern. Sie verließen von Zeit zu Zeit ihre Vergangenheit, und redeten von einer dunkeln Zukunft, die jetzt ihre

Herzen gewaltsam berührte. Aurora wurde unendlich viel sanfter und weicher; Er aber war wie der Mond, freundlich glänzend, und doch, ehe sie sichs versah, und ohne daß sie es verschuldet, umzogen von einem Hof voll Stürme. Er fing an, mit dem Geschick zu hadern, und sie darüber zu trauren. Es war die dritte Epoche der Liebe edler Menschen.

Aber nun auch, obgleich Aurora nichts von ihrer Liebe wußte, verschleierte sie schon ihr Herz gegen ihn, aus dem schönsten Instinkte weiblicher Natur ganz allein. Sie hätte es ganz verhüllt, hätte sie gewußt, sie liebte ihn. Alles nun wird, die ganze Natur, alles, was die Liebenden umgiebt, zu Dienerinnen und zu Verrätherinnen der Liebe. Die Liebenden selbst treten scheu weiter von einander, und hängen über die aufgehende Sonne ihres Glücks, wie der Frühling, eine längere Morgenröthe oder gar eine dunkle Wolke. Nur furchtsam und voll scheuer Ehrerbietung warf dabei jetzt Moriz sein dunkles Auge auf Aurorens Bedecktes. Mit

leisen langsamen Schritten gingen sie neben einander her, wie zwei Freunde, die wissen, sie werden sich in der nächsten Minute auf ewig von einander trennen. Sie hätten Beide können lange an dem Worte des schönen Räthsels, das in ihrem Herzen schlummerte, rathen, wenn es ihnen nicht, die es am wenigsten wollte, die Tante verrathen hätte.

„O wie viel, wie sehr viel gebraucht der Mensch," sagte der Oberst — „um sich glücklich zu glauben, nicht einmal zu seyn! Ein prächtiges Haus, einen Park in einer schönen Gegend, die Bewunderung der Gesellschaft, den Neid der Menschen sogar, und alle Menschen sind darin sich gleich!"

„Nur zwei Liebende nicht," sagte seine Schwester — „ein verborgenes Thal, eine Blume, eine Hütte, die Einsamkeit, und sie sind glücklich!"

Eine dunkle Glut legte sich bei diesen Worten auf Morizens Wangen, und in Aurorens Busen bewegte sich ein ahnender Gedanke, und führte sie an den

Rand des Geheimnisses, und ihr bestürztes Auge verhüllte den ersten Blick der Liebe zu spät. Moriz hatte sie angesehen, und der schnelle Blick, den sie auf ihn warf, hatte wenigstens ihm seine eigene Liebe verrathen, nicht ihre.

Sie gingen schweigend aus dem Zimmer. Sie selbst verhüllte das Geheimniß sich sogleich wieder. Nur tief in dem stillen Herzen blieb eine kleine Unruhe zurück, die sie zwang, den Jüngling zu vermeiden. Moriz verlangte nach ihr; aber er suchte sie nicht, und ein unschuldiges Wort, das Wort eines Kindes, war hinlänglich — so nahe standen sie der Entdeckung ihrer neuen Welt — ihnen alles zu enthüllen.

Am andern Morgen las der Oberst aus Smelliés Naturgeschichte das elfte Kapitel vor. Gleich die Ueberschrift: „Von der Liebe," machte ihn stutzig. Aber seine Schwester stützte den Ellenbogen auf den Tisch, um recht zu hören, und er las das Lob der Liebe, und dann die Beschreibung ihrer Aeußerungen. Er verbesserte,

während des Lesens, was ihm zu stark ausgedrückt war, ließ weg, so daß die Frau von Windhelm sagte: „Ich glaube, Herr Smellié liebt selbst; so verwirrt ist alles, was er sagt. Und doch versteht er sich nicht auf die Liebe.“

Nun beschrieb sie diese Leidenschaft, und es war, als säßen Moriz und Aurora ihrem Pinsel. Sie mahlte nach dem Leben.

Der Oberst fuhr fort zu lesen: „Wie sehr ist es zu beklagen, daß viele Eltern, die es in ihrer Gewalt haben, diese liebenswürdige, unschuldige Leidenschaft ihrer Kinder zu befriedigen, sie auf immer zu beglücken, den Geschmack, die Leidenschaft, ja oft das ganze Lebensglück ihrer Kinder auf dem Altare des Goldes oder des Ranges aufopfern!“

„Ich weiß nicht,“ sagte hier die Schwester ungeduldig; denn sie hatte doch ein paar Blicke auf die Liebenden geworfen — „ich weiß nicht, wie ein verständiger Mann so etwas schreiben kann!“

Ahrenswalde lächelte; denn der Schlag war geschehen, und ohne sein Zuthun.

Smellié wurde über die Seite geworfen. Aber Aurora — verstand sich anders ihre Tante auf die Liebe — mußte gestehen, daß alles, was ihre Tante von der Liebe gesagt hatte, bei ihr zutraf, nur daß ihre Empfindung tausend Mal heiliger war, und gar nicht von so irdischer Natur, als die Tante zu verstehen gab. Das fromme Mädchen stand in der Mitte ihres Zimmers, das Köpfchen wehmüthig gesenkt, nur die Fingerspitzen sanft gefalten, nachsinnend, und ihr Herz schwoll in ihrer Brust, und die Wogen einer süßen, schmerzenden Empfindung schlugen durch ihr ganzes Wesen, und trugen sie, wenn sie ihnen nachgab, hoch in den Himmel; aber dachte sie an Walser, an ihren Vater und seine Wünsche: so rissen alle diese Wellen sie hinab in den tiefsten, dunkelsten Abgrund. Sie trocknete ihre Augen, die nicht weinten. Die Thränen kamen später, wie von nun an, armes,

frommes Mädchen, alles in deiner Seele Widerspruch wird, Himmel und Hölle.

Aber auch in diesem Augenblicke verhüllte sie ihr Herz in einen siebenfachen Schleier gegen alle Menschen, auch gegen ihren Vater. Sie warf noch einen Blick auf das, was der Philosoph von der Tyrannei der Eltern gesagt hatte; aber man hatte sie ja nicht gezwungen! Sie hatte ihrem Vater ja ganz frei ihr Ja gegeben, und sie hielt es für leicht, es zu halten! Schnell richtete sie sich empor, und mit einem edlen Stolze, obgleich das Meer in ihrem Herzen noch fort wogte, schmerzlich und süß; und rief: „Nein, nein, Vater! Ich will Dir mein Wort halten!" Und da in diesem Augenblicke ihre Tante ins Zimmer trat, um nachzusehen, was Smellie angerichtet hatte, und Aurora mit dem Muthe und der Freude des erfochtenen hohen Sieges ihr entgegen trat, und um sich selbst zu überzeugen, daß es ihr Ernst war, so zu denken, ganz von selbst von dem Baron Walser zu reden anhob, ihn sogar einmal Georg nannte — o

die Heldenseele! — so verließ die kleine Unruhe die Seele ihrer Tante. Sie kam zu ihrem Bruder zurück und sagte: „Ach nein! es ist alles gut!"

Moritz hingegen hielt sich bei der Entdeckung, daß er Auroren liebte, gar nicht auf, sondern er sprang sogleich auf die Tyrannei der Eltern über, sagte zu Ahrenswalde, den er im Garten traf, mit wildem Blick: „Ich will lieber zwischen den Eisfelsen des Kaukasus, zwischen Drachen und Tigern meine Wohnung aufschlagen, als zwischen den Menschen, die einander aus bloßer Lust verderben."

„Was ist Dir? Moriz!'

„Nichts! ganz und gar nichts! Denn ist es nicht die lügenhafteste Lüge, zu sagen: Wir könnten hier glücklich seyn, unter den Ketten, bei den Gefängnissen, worin das Leben umher geht? Ist es nicht die zahmste Geduld, die uns zum Lächeln bringt, über dieses Leben, wo ich nicht einmal sagen darf: „Ich will!" ohne daß

tausend Narren, tausend tyranische Väter dazwischen rufen: „Du sollst nicht!““

„Väter? Väter also? Ich wußte nicht gleich, Moritz, was der Kaukasus und die Drachen und Tiger sollten, Ketten, Bande und Gefängnisse; also Väter? Mit welchem hast Du es denn? Mit Deinem Vater, oder mit mir, oder mit Aurorens Vater?“

Moriz käuete an seinen Nägeln. Ahrenswalde fuhr fort: „Ich will doch lieber in einem Irrenhause zwischen den Narren sitzen, als zwischen den jungen Leuten, wie Du, die auf die Väter schimpfen, und nicht wissen, warum. Hat der Baron etwa dem Töchterchen einen Putz abgeschlagen, daß Du, in der einen Hand den Kaukasus und in der andern Drachen und Tiger, ihm drohst? O ein schöner Held, dem jetzt Thränen in den Augen stehen, und die Schaamröthe auf den Wangen! Was hast Du? Du bildest Dir ein, Auroren zu lieben, nicht wahr?“

„O mein Vater! mein Vater!“

„Und Aurora? Bursche, sie ist Braut! Was siehst Du mich mit den starren Blicken an? Und könnte Dein Blick den Kaukasus sprengen: so kannst Du doch das kleine Wort: „Braut! Braut!“ nicht sprengen. Oder willst Du, wie ein gemeiner Räuber, dem Vater die Tochter stehlen, oder, wie vornehme Räuber, der Tochter Tugend verführen? Oder was meinst Du?“

Moriz schlug beschämt den Blick zu Boden.

„Wenn Dir auch das Gesetz nichts ist: gilt Dir denn das Wort der Menschen nichts? Soll der Vater sein Wort brechen, damit Du nicht mit dem Nordwinde tobst, daß er kalt ist? Soll Aurora das Wort brechen, das sie dem jungen Mann, der sie liebt, gegeben, weil Du meinst, Dir müsse das Glück allein lächeln? Wußtest Du nicht, daß sie Braut war? Ich könnte fragen: „Warum liebst Du sie?“ Und was hast Du zu antworten? Ist Liebe denn die einzige Leidenschaft, die nicht unter dem Gesetz steht?“

Moriz faßte seine Hand, und sagte leise: „Ich bitte Sie, Vater, nie wieder ein Wort mit mir darüber zu reden! Es ist gut! Es ist wahrlich gut so!“

Sie gingen neben einander.

„Wollen wir nicht reisen?“ fragte auf einmal Moriz.

„Sobald unser Geschäft wegen des Gutes hier vollendet ist. Aber wir wollen ein paar Tage nach Dresden, und dann — Du wirst vergessen.“

„Nein! nein! vergessen nicht!“

Von diesem Augenblick an vermieden sich Aurora und Moriz; aber diese Anstrengung drückte den brennenden Pfeil der Liebe noch tiefer in ihre Seelen. Sie dachten auf ihren einsamen Spaziergängen an nichts, als an einander. Sie liebten. Was bedurften sie der Gegenwart? Was des Gesprächs? Was der Sinne? Aurorens Bild war in die ganze Natur gedrückt; ihre Stimme tönte in jedem Tone.

Er redete mit den aufgehenden Sternen, und nur mit ihr, und sie antworte-

te ihm, redend mit dem Dunkel an der andern Seite des Himmels. Sie liebten. Und das ist genug.

Wenn sie sich von ohngefähr trafen — und sie trafen sich eben darum, weil sie ganz andere Stunden als sonst zu ihren Spaziergängen wählten, und doch die gleiche Gegend aus ähnlichen Gefühlen: etwa weil es ein bewölkter Tag war, oder weil ein Gewitter am Himmel hing — trafen sie sich nun — ich weiß, was die Mädchen, die aus der Liebe ein Spiel und aus der Entsagung nur einen Triumph machen, meinen werden: „Aurora habe das dunkle Auge abgewendet, um eine Thräne scheinbar zu verbergen, und er habe so lange gegrollt, bis — alles zu einem Lustspiel wurde, was mit einer Verlobung schließt."

Mit Nichten! Sah sie ihn: so senkten sich alle aufschlagenden Wellen des wogenden Meeres in ihrer Brust. Sie trat lächelnd zu ihm, mit einem stillen, freundschaftlichen Vertrauen; die Zurückhaltung war nur in ihrem Herzen, und ihre Freund-

lichkeit verdoppelte sich gegen ihn, eben weil sie zurückhalten mußte. Sie vermied kein Gespräch, was er anfing; aber er fing keins an, was sie hätte scheuen müssen; und berührte dennoch das Gespräch die wunden Herzen: so verhüllten sie nur die Herzen, und sie setzten das Gespräch fort, schonend und freundlich. Aurora verbarg ihm ihre Liebe, aber nicht ihre Achtung. Er schonte nur sein Herz nicht, indem er sich immer vorsagte: „Sie ist ewig nicht dein!" Aber er schonte ihres, daß er seinen Schmerz in eine freundliche Ehrerbietung verhüllte. Sie lenkten das Gespräch nicht, machten keine Anspielung auf etwas, und liebten sich Beide um desto mehr. Aber hatten sie sich nun verlassen: so fühlte jedes an der öden Ermattung des Innern, wie schwer diese Opfer waren, die sie brachten, und vermieden sich desto mehr.

Ahrenswalde beobachtete das Paar im Stillen. Und er beschloß die Reise nach Dresden. Der Oberst blieb zu Hause.

Unterwegs erzählte Aurora von der Tochter der Frau Hunold, wo sie in Dresden wohnen wollten. Die Frau von Windhelm, die jeden Winter in Dresden zubrachte, hatte schon seit zehn Jahren die obere Etage in dem Hause für sich. „Die arme Frau lebt davon allein, und von einer kleinen Pension, die sie hat."

„Aber Sie glauben nicht," fiel Aurora ein — „wie sehr Mutter und Tochter verdienen, ein besseres Schicksal zu haben! Nicht wahr, Tante? Ein besseres?" setzte sie mit trüben Augen hinzu. „Wenn — sie ist Braut."

„Braut?" fiel Moriz heftig ein.

„Aber eine sehr glückliche Braut!" fügte Aurora erröthend und unüberlegt hinzu.

Sie redete mit Leidenschaft von dem weichen Herzen des Mädchens den ganzen Weg über.

Die Tante schüttelte den Kopf; der Bräutigam des Mädchens, ein Herr von Schlemm, hatte ihr nicht gefallen. Sie

kamen in Dresden an, und Madam Hunold empfing sie an der Thür.

„Wo ist denn meine Doris?' fragte Aurora. Ein Seufzer war die Antwort. „Sie werden sie sehr verändert finden." Aurora flog in das Zimmer, Moriz ging ihr nach, und er traf in Aurorens Armen das Mädchen, das Aurorens Liebkosungen nicht erwiederte, sondern fast wie leblos, mit schlaff herabhängenden Armen, das Auge starr auf den Boden geheftet, das Gesicht ohne Farbe, vor ihr stand.

Aurora zog sie in das Nebenzimmer, und nach einer Stunde kam sie zu den andern hinauf, fast eben so bleich, als ihre Freundin, eben so zerstört.

Ihre Tante hob an zu fragen. Aurora bat sie nur mit Bewegungen, zu schweigen.

Die Tante ging mit Auroren hinab. Die Mutter erzählte der Tante die gräßliche Begebenheit. Die Tante kam zurück, stand an, fing an zu reden, schwieg wieder.

„Nein!“ rief sie auf einmal — „Herr von Ahrenswalde, Sie sind ein Mann! Gibt's, o gibt's denn gar keine Gerechtigkeit auf Erden gegen einen schändlichen Bösewicht, der ein unschuldiges Mädchen mit dem Schein einer heftigen Liebe an sich zieht, dann das schwache Herz verführt, und dann hohnlachend sie verläßt?“

Ahrenswalde zuckte die Achseln. Schlemm war mündig, unabhängig; aber er hatte wohl von einer heitern Zukunft, von ewiger Liebe gesprochen; aber Mutter und Tochter hatten nicht eine Zeile schriftlich, die etwas erweisen konnte.

Die Tante erzählte: „Schlemm, ein feiner Kunstkenner, kommt nach Dresden, findet Doris tausend Mal schöner, als alle Madonnen; aber zu seiner Verzweiflung eben so keusch und jungfräulich.

„Schlemm gehörte zu den höheren Ständen, wo Verführung fast für eine Ehre gilt.

„Nachdem er sich nach Doris erkun-

digt hat, so hörte er, daß das Mädchen nichts hat, als ihre Unschuld, nichts ist, als mit dieser Unschuld und mit ihrer Schönheit das einzige Glück der edlen Mutter.

„Er lächelt mitleidig; denn die Unschuld eines Mädchens ist ihm ja längst nichts mehr, als die feinste, die geistigste Koketterie, die sich zehn Mal gebrauchen läßt.

„Aber er hat doch in Italien einmal erfahren, daß, wenn die betrogene Schöne auch keine Tugend hat, sie doch einen Dolch miethen kann. In England hatte er das Beispiel an einem seiner Freunde, daß ein Vater die Verführung seiner Tochter zu einem Ehrenpunkte machen kann, bei dem der Verführer seinen Kopf wagt.

„Er erkundigt sich also weiter, ob das schöne Mädchen einen Bruder oder einen nahen männlichen Verwandten hat, oder irgend einen Beschützer, und er hörte: „Nein!“

„Der Vater war ein Ausländer, der

Frau und Tochter mitbrachte. Mutter und Tochter leben still, ohne Umgang. Es ist kein Mensch, der dem Mädchen Schutz oder Rache geben könnte. Recht heiter geht er hin, schellt, frägt nach den Gemählden, die Herr Hunold hinterlassen hat. Die Mutter führt ihn in ein Zimmer, wo die Gemählde stehen.

„„Sie sind von Werth, hat mir mein Mann gesagt, und er war ein Kenner mein Herr! Freilich, ich werde den Werth nicht erhalten; eben weil ich es bedarf.“

„Herr von Schlemm wirft einen mitleidigen Blick auf die Frau, und verlangt den wahren Werth zu wissen.

„Sie nennt den Preis, setzt aber gleich hinzu, daß viel abgehen würde.

„Er wählt zwei von den Gemählden, zahlt den vollen wahren Werth, und da bittet er die gute Madam Hunold, wenn sie einen Käufer zu den andern fände, es ihn doch vorher wissen zu lassen. „Meine Kasse ist jetzt nicht reich, Madam; denn es lebt sich hier fast eben so theuer, als in London.“

„Die Bilder betrachtend, nennt er ihr einige Preise, seines Zimmers, seines Essens.

„Die gute Frau erschrickt, räth ihm, in einem Privathause zu wohnen.

„„Haben Sie für mich eine Wohnung?“ frägt er wie zum Scherz; und sie hat ein Zimmer, das aber zum Winter geräumt seyn müßte, sagt sie auch wie zum Scherz.

„Das nimmt er an, und erzählt schnell, wie still er zu leben gewohnt sey, blos der Kunst, der Musik und der Natur; erzählt weiter, wie fromm er von seiner frommen Mutter auf dem Lande erzogen. Dem widerspricht das Gesicht gar nicht; und nach drei Tagen wohnt er mit Doris in einem Hause; und da der fremde Herr so wundersam gut ist: so läßt sich Madam Hunold bereden, ihn an den Tisch zu nehmen, und er sagte triumphirend: „M'y voilá!“

„Nach vierzehn Tagen, in denen er zu seinem Erstaunen mit Doris weiter kam, als mit einer Pariserin, welche die

Dehors zu vertheidigen hat, fand er an Doris einen Geist, vor dem er doch stutzte, und eine Unschuld, für die er hätte schwören mögen, wenn er dabei in ihr Auge sah, und an die er nicht glaubte, wenn er allein war. Er hatte ihr Vertrauen, wie ein Taschendieb in London sein Taschentuch, und nach vierzehn Tagen fand er an dem Mädchen sogar auch Charakter, und einen so festen, daß er wohl sah, er sey nur durch Liebe zu überwinden.

„Er wollte nach und nach den Roué, den er in London und Paris studirt hatte, herauskehren; aber das Mädchen mit ihrer seltsamen Sentimentatität unterjochte ihn eben so gut, als er sie durch die Liebe. Ja, er stand zuweilen in seinem Zimmer mit großen Augen und einer närrischen Befremdung, und schwor, wenn er das Mädchen nicht bekehren könnte, so würde sie ihn bekehren.

„Da erfuhr Doris, die ihn für einen jungen Mahler hielt, auf einmal, daß er ein Edelmann und sehr reich war, und Doris zog sich von ihm zurück, und

so ernsthaft, daß er fast verzweifelte. Er brauchte der ganzen Liebe, die er fühlte, um sie von ihrer Scheu zu heilen. Er sagte ihr, daß er ganz unabhängig sey, und seitdem er den Mittelstand kenne, auch fest entschlossen wäre, seine Frau in diesem Stande zu suchen.

„Nun kam es zu Erklärungen zwischen Mutter und Tochter, und noch einmal zog sich Doris zurück, bis die Gewohnheit, mit ihm zu leben, und die reine, vertrauende Liebe des Mädchens sie in seine Gewalt brachte.

„Nach einem Maskenball, von dem sie nach Mitternacht zu Hause kamen, wurde das Verbrechen vollendet.

„Nun stand er wieder in der alten Sündergestalt da.

„Sie war gefallen, und wer konnte ihm dafür stehen, daß sie nicht noch tausend Mal fiel, obgleich sie jetzt wie eine Heldin allen seinen Künsten, seinen Drohungen sogar — der Grausame! — fest widerstand.

„Er mußte alles übel deuten; wie

konnte er besser von ihr denken, als von sich selbst? Sie foderte seinen Namen, seine Hand, und verbarg ihm jetzt ihre Liebe, womit sie ihn hätte unterjöchen können.

„Da stutzte er. Er hielt für Kunst, was Tugend war. Er meinte, Doris hätte ihn von Anfang an für einen Einfaltspinsel genommen, den sie einfangen könnte.

„Da alle seine Versuche, sich mit ihr zu verständigen, die allein noch hätten das unschuldige, zitternde Mädchen retten können, mißriethen: so verließ er ihr Haus, fast erbittert über ihre Falschheit. Doch in manchen Stunden stand die rührende Gestalt des Mädchens wie ein Gespenst vor seinen Blicken. Er war mit sich selbst uneins, und das war viel; denn es war das erste Mal.

„Er bot dem Mädchen Geld. Da wies sie ihn mit einer verzweiflungsvollen Bitterkeit ab, und er — das Ende zu sehen — gab vor, er reiste ab, und blieb unerkannt in Dresden."

Ah-

Ahrenswalde zuckte bei dieser Erzählung die Achseln noch einmal, und Aurora erblaßte; denn auf ihn, von dem ihre Tante hundert Mal gesagt hatte: „er kann alles, was er will!" hatte sie eben gerechnet.

„Ach, Herr von Ahrenswalde," sagte sie seufzend — „wenn man doch helfen könnte!"

„Wer kann hier helfen?" fiel Moriz höchst erbittert ein — „wer? Aber, o Himmel! ich wollte, sie wäre meine Schwester, oder sie hätte mir nur einmal in meinem Leben zugelächelt: Himmel, so sollte dieser Unmensch zittern!"

„Moriz, das hilft noch weniger!"

„Es hilft nicht, das weiß ich; aber soll er frohlocken, daß er den Adelsbrief des Mädchens wie ein Henker zerrissen hat, den einzigen Adel, den das Mädchen hat, ihre unbefleckte Ehre? Soll er? Nein, er soll nicht! Beim Himmel nicht! Soll er, der eine Ehre zu verlieren hat, die weibliche, die in Unschuld besteht, mit Füßen treten, ihr das Brandmahl der

Schande an die gebeugte Stirn drücken? Weil sie Dich liebte, grausamer, ehrloser Mensch? Soll er das? Nun denn, wenn er das ungestraft darf: so nenne kein Mann mehr das Wort „Ehre," so wollt' ich lieber nicht leben!

„O Himmel!" fuhr er heftiger fort — „er giebt ihr alle Schwüre seiner Ehre, er umschlingt sie mit allen Banden der Liebe, der Verführung, der List, der Phantasie, des Bluts, des Ranges, des Weins; und hat er das arme Schlachtopfer so gebunden: so entehrt er sie, mit ihr die Natur, die Liebe, das Theuerste im Leben, das Vertrauen des Mädchens auf männliche Ehre; und darüber soll er frohlocken, und wir Männer wollen hier stehen, und ruhig die Achseln zucken und sagen: Es ist nun so? Es soll nicht so seyn! Beim Himmel! Nein!"

„Pah!" rief Ahrenswalde — „was Du thun kannst, Moriz, ist dem unglücklichen Mädchen nichts!"

Aber Aurora sah dem jungen Helden mit Entzücken, und mit dem schönsten,

womit das hülflose, schwache Weib den muthigen Beschützer ihres Geschlechts betrachtet, in das blitzende Auge. Sie hätte ihn jetzt lieben müssen, hätte sie ihn noch nicht geliebt.

Man redete nun hin und her, was zu machen wäre. Moriz saß an einem Fenster, die Stirn in die Hand gestützt, und sagte nicht ein Wort mehr. Man fand endlich, daß nichts zu thun sey, gar nichts.

Moriz hatte indeß den Namen der Wohnung aufgefangen, wo Schlemm wohnte. Ahrenswalde hatte nach der Wohnung gefragt.

Moriz schrieb eifrig ein paar Briefe, sendete sie auf die Post, und sagte Ahrenswalden sehr ruhig, daß er auf einige Tage in die sächsische Schweiz gehen wollte.

Ahrenswalde sah ihn an; aber er schwieg doch.

Moriz ging ein paar Mal auf der Elbbrücke auf und ab, um sein Blut käl-

ter werden zu lassen; dann ging er zu dem Herrn von Schlemm.

Er traf ihn mit zwei andern jungen Leuten beim Wein, in einer fröhlichen Stimmung.

„Herr von Schlemm," hob Moriz kalt an — „ich habe ein paar Fragen an Sie zu thun: Es dürfte Niemand in Ihre Ehre Zweifel setzen?"

„Sonderbar! aber nein!"

„Noch weniger litten Sie, daß Jemand Sie ehrlos nennte?"

„Herr! Herr! doch was wollen Sie?"

„Oder gar, wenn Sie Jemand ehrlos machte?"

„Mein Herr, dieser tolle Anfang kann zu einer Trogödie werden."

„Ist leicht möglich! Wenn ich sagte: Ich hätte kaltes Blut, so löge ich; ob ich gleich, wie Sie sehen, meine Herren, mich zusammen nehme. Nun denn, Herr von Schlemm, Sie haben ein sehr unschuldiges Mädchen ehrlos gemacht. Was dem Mann die Ehre ist, ist dem Mädchen die Unschuld. Und ist das Ihr Grundsatz

nicht, wie es wohl seyn kann: so habe ich nur meine Grundsätze zu verfechten, nicht fremde. Also erst: gestehen Sie, daß Sie ein Mädchen verführt haben?"

„Wollen Sie deutlicher reden, mein Herr? Welches Mädchen meinen Sie?"

„Himmel! Hölle! Sie wollen, ich soll ihren Namen nennen?"

„O nein!" sagte Schlemm ernsthaft. Aber bezeichnen sollten Sie, was Sie meinen?"

„Doris!"

„Hm! Wissen Sie den Verlauf der Begebenheit? Ueber die Grundsätze will ich eben so wenig streiten, wie Sie. Ich suchte Liebe; man wollte von mir mehr; und betrog sich das Mädchen: so wurde ich auch betrogen."

„Wie dem auch ist: Sie, Herr von Schlemm, erregten Hoffnungen in des Mädchens Herzen, Hoffnungen auf Ihre Hand, die Sie nicht erfüllen wollten. Das heißt Betrug."

„Mein Herr, ihre Ausdrücke sind stark."

„Sie werden noch stärker werden. Mochten Sie das Mädchen lieben oder nicht: Sie verführten sie. Jener Maskenball, mit allen den Umständen, mit der Entfernung der Mutter, war Plan, war ein höllischer Plan. Das Mädchen verlor ihre Ehre, und Sie verließen sie!“

„Welches Recht haben Sie, mich über meine Handlungen zur Rede zu stellen? Es war Zufall, kann ich sagen, und sage es.“

„Es sey! Aber wenn ich Ihre Ehre beleidige, mit Absicht oder zufällig: bin ich Ihnen nicht Genugthuung schuldig? Das frage ich, Meine Herren, das frage ich! Und ist er denn, der dem Mädchen die Ehre genommen, nicht darum, weil sie ein hülfloses Mädchen ist, ihr eine zehnfache Genugthuung schuldig? Und welche? Es gibt nur Eine. O rechneten Sie darauf, daß ihr Vater todt war, kein Bruder am Leben, kein Verwandter, kein Freund? Rechneten Sie etwa darauf?“

Schlemm erröthete; denn darauf hatte er gerechnet.

„Sie hat," so fuhr Moriz fort — „Freunde gefunden, mich!"

„Und wer sind Sie?"

„Ein Mann; das sollen Sie erfahren. Ich wollte, mein Herr, ich hätte jetzt so viel kaltes Blut, wie Sie, da Sie das Mädchen entehrten; aber so sage ich Ihnen, daß ich Sie so lange für einen Betrüger, für einen feigherzigen Schurken halten, bis das Mädchen Genugthuung hat, oder der Vergeltung zürnende Stimme ruft: „Es ist genug!""

„Aha!" rief Schlemm heftig — „aha, Herr Ritter des klagenden Mädchens!"

„Ritter! lachen werden Sie nicht, Herr von Schlemm! Denn ich hielt es nicht für Unrecht, Sie meuchlings niederzustoßen oder zu schießen, auch halte ich es jetzt nicht dafür; denn auch Sie haben meuchlings des Mädchens Ehre gemordet. Und wüßte ich keinen andern Weg, mein Herr, an Sie zu kommen: so würde ich Ihnen in einem Hohlwege auflauern, wie Tell dem Landvogt,

und würde der That mich rühmen. Ritter also! Ja! Und ich bin fest, fest entschlossen, mein Herr, Sie ehrlos zu machen! Ich werde mich an Sie hängen, wie Ihr Schatten; wenn Sie den Mund öffnen, werde ich rufen: „Schweig, Ehrloser!““

„Wagen Sie es?“

„Schweig, Ehrloser! Schweig!“

„O mein Herr, der vielen Worte bedarf es nicht. Sie fodern mich. Das kostet nur drei Worte, Herr Ritter!“

„Darf ich fragen, welche Art von Antheil Sie an dem Mädchen nehmen?“

„Keinen großen. Ich kenne das Mädchen nicht. Aber ich nehme nur so viel Theil an ihr, als ich an einem Wurm nehme, den eine grausame Hand im schrecklichen Spiel martert.“

Schlemm spottete; aber die Gestalt des jungen Menschen, das flammende Auge, und dennoch der ruhige Ton der Stimme, die Sonderbarkeit seiner Ausdrücke, das Furchtlose in seinem ganzen Wesen erregte doch eine Art von Unruhe in sei-

nem Herzen. Doch sagte er kalt und ruhig genug: „Wenn es Ihnen jetzt sogleich gefällt, und Ihnen diese Herren zu Sekundanten anständig sind?“

„Das alles haben Sie zu wählen. Ich habe nur Eins im Sinne, Sie!“

Man nahm Degen, und fuhr hinaus an einen einsamen Ort.

Moriz ergriff den Degen. Die Sekundanten wollten Bedingungen machen. „Ich habe nur Eine!“ sagte Moriz — „wenn er dem Mädchen Genugthuung gegeben, oder wenn er todt ist.“

Schlemm sah bei den ersten Stößen, daß er es mit einem geübten Fechter zu thun hatte, und Moriz stieß nach der Brust und so kräftig, daß hier das Leben auf dem Degen stand.

„Es ist genug! riefen die Sekundanten, da Schlemms Brust durch einen Stoß gestreift war.

„Ist es genug?“ sagte Moriz. „Nun denn, ich nenne ihn noch einmal einen ehrlosen Schurken, einen feigherzigen Buben. Das ist eine Schramme,

Ich habe eine Stunde zu warten, bis sie geheilt ist. Ich habe ein ganzes Leben zu warten."

„Gut mein Herr!" rief jetzt Schlemm erbittert. „Sie suchen mein Leben!"

„Errathen!"

„Nun so sey es!"

Sie fochten; und Schlemm stieß durch Morizens Arm, der in dem Augenblick Schlemms Brust wieder, aber nur schwach, traf.

„Genug!" riefen die Sekundanten.

„Für diesen Augenblick!" sagte Moriz, und der Degen sank aus seiner Hand.

„Nun, meine Herren, Versöhnung! geschlagen wie brave Leute, wie Leute von Ehre! Versöhnung!"

Schlemm bot die Hand.

Moriz sah ihn verachtend an: „Ich nenne ihn ehrlos, merken Sie das, meine Herren, einen bübischen Schurken; und wenn diese Wunde geheilt ist, dann, Herr von Schlemm, sehen wir uns wieder!"

„Mein Herr," rief der eine Sekundant — „welch ein Ziel setzen Sie denn endlich?"

„Wenn er todt da am Boden liegt."

„Oder Sie!"

„Dann bin ich am Ziel, aber er nicht. Ich habe den Schutz des betrogenen Mädchens meinem Freunde aufgetragen. Dann haben Sie es mit dem zu thun."

„Das ist doch wohl barbarisch, mein Herr, die Rache so weit zu treiben?"

„Er nahm dem Mädchen die Ehre. Was ist mehr, Leben oder Ehre?"

Da trat Ahrenswaldens Bedienter dazu, und verband Morizens Wunde.

„Du bist mir nachgegangen?"

Der Bediente antwortete nicht. Moriz ließ sich in ein Wirthshaus bringen. Eine Stunde darauf war Ahrenswalde bei ihm. Er eben hatte Morizen den Bedienten nachgeschickt.

„Nun," sagte Ahrenswalde — „was denn nun? Nun lacht er Dich dazu aus, der elende Mensch!"

„Freilich, Vater!“

„Mit dem Degen denkt Ihr alles zu zwingen.“

„Freilich, Vater!“

„Und es ist gar nichts.“

„Freilich.“

Genug, Moriz sagte über seinen Plan, den Ahrenswalde halb und halb ahnete, kein Wort.

Er behielt den Bedienten bei sich, und wartete seiner Wunde.

„Ein verteufelter Kerl!“ sagte Schlemm wohl lächelnd; aber doch im Innern nicht ganz ruhig. Er ließ sich ins Geheim sogar recht oft nach Morizens Gesundheit erkundigen, trank alle Tage eine Flasche Wein mehr, um über mancherlei unruhige Gedanken leichter wegzukommen. Er hörte mit Vergnügen von seinem Bedienten, daß der Fremde seinen Arm noch immer im Bande trage, und daß es überhaupt die Frage sey, ob er den Arm je wieder in einem Duelle gebrauchen könnte. Er legte oft ahnend die Hand auf die beiden rothen

Flecken auf der Brust, die Morizens Eisen gemacht hatte. Einen Zoll tiefer! Was war es dann? In den vier Wochen hatte Schlemm mehr unruhige, finstere Stunden, als sonst in vier Jahren. Er schwor alle Mädchengeschichten ab.

Dazu kam, daß einer der beiden Sekundanten, der mit Schlemm einen Theil seiner Reisen gemacht, aber auf der Reise, nicht wie Schlemm, alle edlern Gefühle eingebüßt hatte, zuweilen sagte: „Du fandest aber doch das Mädchen unschuldig, Schlemm! beim Himmel! ich glaube sogar, Du hast sie einmal geliebt!"

Schlemm sah ihn finster an: „In mancher Minute, glaube ich, ich liebe sie noch. Ja, sie war besser, wie Tausende ihres Gleichen. Hätte sie nicht —"

„So hatte der Fremde — sage von ihm, was Du willst — Recht!"

„Ach, wenn sie nicht gefallen wäre —"

„O zum Teufel! Du brichst die Rose, und sagst dann: wenn sie nicht gebrochen wäre? Ich hörte Dich sagen: wenn sie

mich liebte: so würde sie nicht so lange widerstehen können. Ich fürchte, Freund, der muthige Fremde ist besser, als wir. Und kommt er noch einmal, Schlemm, ich fürchte —"

„Hol ihn der Teufel! Ich will ihm nicht einen Zoll breit aus dem Wege gehen, und säße der Tod auf seiner Degenspitze, grinsend und drohend. Denn was hat er mit dem Mädchen zu schaffen? Ich frage Dich, was? —"

„Wenn das Eifersucht ist: so, beim Himmel! so bist Du rasend!"

„Es ist Eifersucht, und laß ihn kommen! Ich bin sein Mann!"

Er war dennoch im Innern ergriffen. Daß ein junger Mann, wie Moriz, solche Grundsätze über das weibliche Geschlecht haben konnte — an alten Männern hatte er sie hundert Mal verspottet — daß er für diese Grundsätze sein Leben wagen wollte, hatte ihn dennoch erschüttert. Er hatte ja früher auch so gedacht.

„Aber nicht einen Zoll breit will ich ihm ausweichen," rief er.

Noch immer trug Moriz, das wußte Schlemm, seinen Arm in der Binde. Schlemm hatte sogar einige Versuche gemacht, Doris wieder zu sehen; aber vergebens. Er zürnte dem Mädchen, ihrem Beschützer; aber ihrem Verderber nicht.

Da trat ein Fremder in sein Zimmer, und fragte mit einem ernsten Gesicht, und einem Tone, der wie eine Ausforderung klang: „Sind Sie der Herr von Schlemm?"

„So heiß ich."

„Ich komme von einem meiner Freunde, der mit Ihnen einen Ehrenhandel hatte —"

„Sein Arm ist noch nicht geheilt."

„Eben darum komme Ich. Ich heiße von Drausen. Ich bin kein Freund vom Schlagen. Und wüßte ich ein Mittel, Ihnen beizukommen: so — Ich habe Ihnen die Worte zu wiederholen, daß Sie ein Betrüger sind, ein Nichtswürdiger, schlechter Mensch. Ihr Gesicht, und Ihre Gestalt sieht aus, wie das gro-

ße Loos; aber Ihr Leben ist eine elende Niete, welche je ein Mensch zog. Ich habe mich mit meinem Freunde über Sie gezankt. Er meinte, es müßte irgendwo in Ihrem Herzen noch ein guter Blutstropfen seyn, den Ihr Gesicht verriethe. Sie hätten Muth und dergleichen. Ich mußte auch zugeben, daß Sie um einen Gran besser seyn könnten, als der junge Tarquinius, der mit dem Dolche in der Hand die keusche Lukrezia entehrte, und als Tereus, der der geschändeten Geliebten die Zunge ausschnitt, damit sie nichts zu erzählen hatte; aber mir fiel hinterher erst ein, daß der Mörder, der mich auf der Landstraße offen angreift, besser ist, als der Meuchelmörder, der, im Gebüsch verborgen, mich von hinten niederschießt. Sie könnten sagen: „Unschuld wäre nicht ohne Verführung, wie Glück nicht ohne Schmerz, wie Tugend nicht ohne Verbrechen.“ Sie können für sich anführen: „Leidet Gott doch Schlangen, Skorpionen, Upasbäume, Schierling auf der Erde: warum

nicht

nicht auch Mädchenjäger, wie Sie?" Auch sage ich zu jeder Schlange: „Wenn Du kannst, friß mich; kann ich, so zertrete ich Dich!" Was ihren Muth anbetrifft, Herr von Schlemm: so ist darauf nicht viel zu rechnen. Muth zu haben, ist Mode, Vorurtheil, Aberglauben, den, wie Sie wissen, kein Mensch ganz ablegt; dabei kann ein Mensch noch immer der jämmerlichste Taugenichts seyn, wie ein Jude, der die Bibel, das Wort des lebendigen Gottes, täglich beleidiget, aber nicht Ein Mal den Talmud; oder eine Morgenländerin, die Ihnen alles zeigt, nur das Gesicht nicht, das jedes Mädchen bei uns am liebsten zeigt."

Diese Rede, welche Drausen — denn der war es — mit diesem trocknen, sogar lustigen Tone hielt, brachte den Herrn von Schlemm in die allerauffallendste Verlegenheit. Er konnte nicht ein Wort einschieben; dann aber rief er: „Was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht. Was habe ich mit Ihnen zu thun?"

„Sie werden mich schon kennen lernen. Sehen Sie, Sie können kein junges, hübsches Mädchen sehen, ohne nicht sogleich alle Segel aufzusetzen, um das arme, unschuldige Ding in den Abgrund zu segeln. Das ist Ihre Natur nun einmal. Nun denken Sie, ich und mein Freund, wir sind durch einen Eid, den wir in Eleusis abgelegt haben, verbunden, einem solchen Manne, wie Sie, das Mädchen abzujagen; und geht das nicht: des Mädchens Schande an ihm zu rächen, ihn wie Gespenster, wie die Furien nachzuschleichen, zu gehen, zu stürmen, zu schiffen, ihm immer eins von den Gesichtern der Sterbenden am Zeuchhause zu Berlin vorzuhalten; im Wachen und Träumen sein Blut zum Lösegeld für des Mädchens Schmach zu fodern, bis wir ihn endlich, sey es, auf welche Weise es seyn kann, in den Abgrund der Hölle geschleudert haben. Glauben Sie mir, das ist keine leichte Rolle, die wir zu spielen haben, und sie hat uns schon in Allerwelts närrische Händel verwickelt. Und das trei-

ben wir so lange, bis es dem Staate einfällt, diesen Greifgeiern aus dem Stande der Reichen, der Vornehmen die Flügel und Klauen zu verschneiden, und die armen, hülflosen, verführten Mädchen unter seinen Schutz zu nehmen."

„Das heißt, mein Herr von Drausen, ich soll mich mit Ihnen schlagen?"

„Ganz recht; und gelingts mir nicht: so ist in vierzehn Tagen meines Freundes Hand im Stande, eine Pistole zu halten, die er recht sicher zu gebrauchen versteht. Denn hinaus aus dem Leben müssen Sie, wenn das beleidigte Mädchen, das ich nicht kenne, nicht Genugthuung erhält."

„Das aber ihr Freund kennt?"

„Das er mit keinem Auge gesehen hat."

„Ich will alle Anstalten treffen."

„Die sind getroffen. Unten wartet mein Bedienter, ein guter Chirurgus, wie Sie schon wissen, auf uns, mit Gewehr und Allem. Meine Seele befehle ich Gott. Mein Leben steht in seiner Hand."

Schlemm, dem es gar nicht an Muth fehlte, sah doch seinen Mann mit einer Art von dummer Empfindung an.

Er konnte nicht glauben, was er gehört hatte; und doch konnte es fast nicht anders seyn, als so, wie er gehört hatte.

Dieses kalte Eindringen auf sein Leben, nicht als eine Ehrensache behandelt, sondern als ein Gottes Urtheil, goß doch einen kleinen Schauer über seine Haut. Es war ihm so halb und halb zu Muthe, wie einem Verbrecher, der mit seinem Nachrichter auf den Richtplatz geht. Sie fochten; und Drausen behandelte den Degen so vorzüglich, mit einer Gewandheit und Kraft, daß Schlemm Mühe hatte, seine Brust zu vertheidigen. Drausens Spitze fuhr in Schlemms Schulter nahe an der Brust.

„Vier Zoll zu links!" sagte Drausen, den Degen senkend. „Mein Freund wird besser schießen."

Der Bediente verband die Wunde.

Schlemm stieg in einen Wagen; Drausen sagte: „Mein Herr, es thut

mir weh! sehr weh! Hier sind die Bürgen meines innern Schmerzes, zwei nasse Augen; aber Sie werden meinen Freund wiedersehen, und fällt er, dann, Mensch, Mensch! rettet Dich vor diesem Arme nichts, bis das Mädchen Genugthuung hat."

Drausen kam zu Hause. Er fiel in seines Freundes Arme. „Ich weiß, Moriz, es wird alles gut gehen. Nicht in seine Brust habe ich den Degen gesenkt, sondern in seine Seele. Was wolltest Du, Moriz? Sein Mörder seyn? Hat nicht der Menschenmord seine Furien? Sprich! Müßtest Du nicht ohne Heimath, wenn Du ihn tödtetest, die Erde durchirren? Stand nicht Dein Leben so gut auf seiner Degenspitze, als seines auf Deiner? Er ficht vortrefflich; und hätte ich ihn nicht schon entwaffnet, ehe er den Degen zog: wer weiß —"

„Du hast ihn gefodert? das ging gegen Dein Versprechen."

„Hättest Du mir es gehalten? frag' ich. Ich ging zu ihm. Du hast Recht.

Sein Gesicht ist schön. Und kann ein so edles Gesicht ganz lügen? Mein Plan war gemacht. Ich nahm ihm in einer närrischen Rede den Muth. Ich umgab ihn mit den Furien, mit den gräßlichen Bildern des Todes. Ich lähmte seinen Muth, seinen Arm, seinen Geist. Sein Leben war in meiner Hand; denn ich war kalt, weil ich gewiß war, ich würde sein Mörder nicht seyn; und dennoch führte er den Degen vortrefflich. Ich habe nicht ihn nur, ich habe Dich gerettet. Ich gebe Dir mein Wort, wir werden von ihm hören."

Drausen hatte Recht. Schlemm glaubte, in einer ihm ganz fremden Welt zu seyn. Diese beiden entschlossenen Männer auf sein Leben verschworen, der Verlust des Blutes, die Einsamkeit seines Krankenlagers, die jetzt wieder hervorbrechende Liebe zu dem Mädchen, das stolze Beispiel dieser edlen Jünglinge, und wenn es wahr war, daß nicht Einer von ihnen das Mädchen kannte: das alles drang tief in die Seele des Verführers.

Der Bediente von Ahrenswalde, der von Drausen seine Rolle bekommen hatte, brachte den Herrn von Schlemm zu Hause, und kündigte ihm an, daß die Wunde nicht tödtlich sey.

Er kam wieder, und von den beiden jungen Männern sagte er nicht ein Wort, als: „Herr von Schlemm, mein Herr, der Herr von Drausen, hat Sie geschont; denn er kennt immer den Ort, wo das Leben wohnt. Sie haben also noch eine Ehrensache mit dem Andern? und auf Pistolen, wie ich an den letzten Worten meines Herrn hörte? Da bedaure ich Sie, Herr von Schlemm!"

Den dritten Tag ließ Schlemm den Herrn von Drausen zu sich bitten.

Drausen setzte sich an sein Bett. Schlemm sah ihn finster an. „Beim Teufel!" hob er endlich an — „ich gebe mein Leben für ein Nichts hin, für weniger als Nichts, Herr von Drausen; denn ich will, — nein! Bei allem, was dem Mann auf Erden theuer seyn kann, ich will nicht für feige gehalten wer-

den, und müßte ich mein Blut auf einer Folterbank Tropfen an Tropfen darüber vergießen! Ich will diese Binde von meiner Brust abreißen, und mein Leben dahin strömen lassen, und dazu lächeln —" Er faßte mit Heftigkeit an die Binde — Drausen hielt seine Hand zurück, sie in seiner drückend.

„Es soll Niemand sagen, so lange dieses Herz noch von dem Leben bewegt wird, ich fürchtete einen Menschen, ich zitterte vor Ihnen oder ihrem Freunde. Nein! Ich zittere nicht! Mein Herr! nein! Und bin ich gesund, so soll mein erster Gang zu Ihnen seyn, Genugthuung zu fodern, auf Leib und Leben, daß Sie es wagten, mir Bedingungen vorzuschreiben. Bin ich feig, Herr?"

„Wir haben Sie nicht für feig gehalten; und was auch jetzt in Ihrem Innern vorgeht, Herr von Schlemm: es ist gewiß etwas Besseres, etwas Edleres, das seh ich an den Thränen in Ihrem Auge, es ist etwas Edleres, was vor einem höhern Richterstuhl gehört, als der Men-

schen. Wir kommen nicht wieder zu Ihnen, ich nicht, mein Freund nicht. Von jetzt an haben Sie mit sich selbst auszumachen, was ausgemacht werden kann."

Hier richtete sich Schlemm auf, und lehnte sich auf den linken Ellenbogen, und ließ seine Thränen frei rinnen.

Drausens Auge füllte sich ebenfalls mit Thränen.

„Nein, mein Herr," rief er wieder heftig — „ich will kein Mitleiden. Ich will Achtung. Die Thränen in meinem Auge sind Thränen der Verzweiflung, blutige Thränen über die verlorne Ehre, die ich in Deiner Brust wiederfinden muß, und in der Brust des Andern."

„Es ist genug, Herr von Schlemm! Sie thun Ihrer Wunde Schaden."

„O ich möchte alle meine Adern sprengen, so, so, o so schändlich habt Ihr mich hingeopfert, niedergetreten, des Hohns gährendes Gift über meines Lebens besten Keime ausgespritzt! —"

Er schwieg lange nachsinnend. Dann hob er das Haupt empor, und fragte kalt:

„Also Ihr seyd mit mir fertig? Ihr habt nichts mehr mit mir?“

„Nein, Herr von Schlemm! Sie sehen uns nicht wieder. Nein!“

„Aber Ihr mich! Ihr mich! Denn ich hasse nichts mehr auf der Welt mit diesem grimmigen Hasse, als Euch. Und so nenne ich Euch — O welche Macht des Himmels oder der Hölle nennt mir ein Wort, das wie eine Flamme der Hölle durch die Seele brennt, und deren Wunde nie heil wird — und so nenne ich Euch, Euch, Heuchler; denn Ihr seyd nicht besser, als ich! Niedrige, elende, armselige Heuchler! Prahler! die fechten gelernt haben, um Mädchen und Knaben in Furcht zu setzen. Nichtswürdige Gaukler! Taschenspieler! Taschendiebe!“

„Haben Sie mich verstanden, Herr von Drausen?“ fragte er mit verändertem Tone, seinen Zorn gewaltsam unterdrückend.

„Ihr waret Eures Lustspiels gewiß. Nein, Ihr Herren, ich will ein Trauerspiel daraus machen, worin Ihr die Rolle

der Possenreißer spielen sollt. Denn ich will thun, was ich will, und zeigen will ich Euch, daß ich vor Niemanden zittere. Wo finde ich Sie, Herr von Drausen, wenn dieser Arm wieder den Degen führen, und eine Pistole halten kann? Ich habe Euch Eure Knabenkünste abgelernt, und ich will so oft zu Euch kommen, als wäre das Schlagen mit Euch die Luft, die ich athme. Ihr habt den Löwen gereitzt, nun zittert Ihr; und kann ich keine Furie gegen Euch beschwören: so will ich den Tod zu Hülfe nehmen, bis Ihr blaß vor Angst gesteht, Ihr seyd feigherzige Knaben."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Schlemm!"

„Verständet Ihr mich auch, so müßte noch mehr fließen als Blut, so wollte ich Euch vergiften, und mein Leben dazu."

„Sie finden uns," sagte Drausen, sich kaum haltend — „in unsrer Wohnung. Wir erwarten Ihre Gesundheit und Sie! Leben Sie wohl!"

„Ich sehe Sie wieder!"

Drausen war auf der Folter, zu errathen, was den Herrn von Schlemm so empört hatte.

Noch ehe er zu Hause kam, schlug er an seine Brust, und sagte: „Ja, es war zu viel! Wir waren zu übermüthig.“

Aber das war es nicht, sondern die erwachte Liebe, und die erwachte schöne Jugendidee von edeln Thaten, deren er fähig war.

Sein Freund hatte Doris gesehen, und er erzählte Schlemmen von dem erloschenen Auge, von den bleichen, eingefallenen Wangen, von den vertrockneten Lippen des Mädchens. Er erzählte ihm, wie ihr Arzt, den er genau kannte, ihm gesagt hatte: „Oh, das ist nicht das erste Herz, das der Gram und die Liebe gebrochen hat!“

Bei dieser Erzählung sprangen die Furien aus dem Abgrunde hervor, und die Reue hob sich in seiner Seele empor, und die Liebe regte den mächtigen Flügel. Aber da standen die beiden Jünglinge auch hohnlachend vor seinem Geiste, und rie-

fen ihm zu: „Du zitterst! Wir zwangen Dich!“ Von den Furien, von den schönern Jugendgefühlen, von der Liebe, und von der Verzweiflung gefoltert, als hätte ihn die Furcht gezwungen, dem Mädchen Gerechtigkeit zu geben, wußte er nicht, was er thun sollte.

Er ließ Drausen bitten, ohne Recht zu wissen, was er ihm sagen sollte.

Da aber Drausen sagte: „Wir kommen nicht wieder zu Ihnen!“ Da stand alles klar vor ihm. Er konnte die Geliebte retten, und seine beiden Feinde mit dem tödtlichen Gewehr in der Hand überzeugen, er habe nicht aus Furcht so gehandelt.

Er schrieb mit der verwundeten Hand ein paar Worte an die Geliebte, und übergab den Brief dem Arzt, den er zum Vermittler zwischen sich und Doris machte.

Der Arzt übernahm das Geschäft. Er überzeugte die Geliebte von Schlemms Aufrichtigkeit; und kaum hatte er Doris Jawort halb und halb:

so kündigte er seine Verbindung mit Doris feierlich an, und alles kam ins Gleiche.

Wer stellt sich Aurorens Entzücken vor, da Doris mit Wangen, auf denen das Roth wieder hervorkeimte, mit Augen, in denen die Flamme der Seligkeit brannte, ihr alles erzählte?

„Ach, er selbst, liebste Aurora! Er selbst. Ach, wie hart und wie mißtrauisch die Männer sind! Es war eine Probe meiner Treue, denkt der Arzt. Aber da er nun hört, wie nahe mich seine Grausamkeit ans Grab gebracht hat — O Aurora, Gott behüte Dich vor dieser Empfindung, hoffnungslos zu lieben! — so erschrickt er, und — ich habe ihm alles vergeben.“

Aurora fliegt hinauf zu der Tante und Ahrenswalde, und erzählte athemlos.

Ahrenswalde schweigt von seinem Helden, Doris Schutzgeist; aber er macht eine verachtende Miene, und be-

jammert das arme Mädchen, das dem Feigherzigen aufgedrungen ist.

Da kam endlich Schlemm. Moriz und Louis lebten indeß ruhig in der sächsischen Schweiz.

Ahrenswalde wußte nicht recht, wie er das edle Gesicht Schlemms mit seinem Erscheinen hier bei dem Mädchen ausgleichen sollte. Er erstaunte aber noch mehr, da Schlemm, die Unbekannten anschauend, ernst anhob: „Ich hoffe, Doris, dieser Herr und diese beiden Damen gehören zu Ihren Freunden. Was unsre Herzen vereinte, dann trennte, ob ich Dich liebe, meine so schwer beleidigte, so bitter verhöhnte Doris, ob ich Dich immer liebte, ob jetzt die Liebe mich zu Dir führt: das müssen allein unsere Herzen ausgleichen. Rechenschaft habe ich nur diesem blassen, kummervollen Gesicht zu geben, nur Dir, Doris, nur Deiner Liebe, und ich bitte den Himmel, daß Deine Liebe der Schutzgeist der Meinigen werde. Aber das gehört in eine einsame Stunde uns! uns! allein!

Leider, leider" — hier flog ein hohes Roth auf seine Wangen — sind noch zwei Menschen, denen ich Rechenschaft abzulegen schuldig bin, daß die Liebe unsre Hände zusammen legte, und ich will, ich muß sie geben! Ich muß! O Himmel! ich muß!"

Er sah auf den Boden, und schwieg lange.

„Ich bringe, liebste Doris, die Erlaubniß, uns trauen zu lassen, und diesen Herren, alles in Richtigkeit zu bringen, und ich bitte Sie, mein Herr, und meine beiden Damen, Zeugen dieses Akts zu seyn."

Man brachte das Geräth zum Schreiben, und Schlemm erklärte, daß er dieses junge Frauenzimmer, Doris, zu seiner Gattin frei, aus reiner Liebe, und aus der festen Ueberzeugung, sie sey das unschuldigste, edelste Mädchen, wählte. „Frei! bemerken Sie das wohl, und aus reiner Liebe, nicht um eine Beleidigung, zu welcher mich falsche Grundsätze und ein tief-eingedrungenes Mißtrauen in das weibli-

che Geschlecht hinrissen, zu vergüten. Das kann nur die Liebe vergüten, und sie soll es vergüten, Doris!"

„Ich setze ferner meine Gattin im Fall meines Todes zur alleinigen Erbin aller meiner Güter ein. Ich bin unabhängig, und habe nur sehr weitläuftige Verwandte, die meinen Willen achten werden, und ich ersuche den Herrn Notarius, dem Akte alle mögliche Feierlichkeit und Gewißheit zu geben."

Die Worte „im Fall meines Todes" kamen so oft vor, daß Doris erschüttert wurde. Der Notarius beruhigte sie wieder.

Dann drang Schlemm auf die Trauung. Sie geschah. Und da er nun, in einem Fenster allein mit Doris stehend, leise ihre Hand faßte, und mit dem alten Tone heißer Liebe: „Doris!" sagte, und sie nun das Auge, das ihn nur halb angesehen, ganz auf ihn hob, und ihm die Thräne zeigte, die in ihrem Auge stand, und in der Thräne die Worte: „ich habe Dir vergeben!" da erst nahm seine

Lippe den ersten Kuß wieder von den treuen Lippen der Geliebten, und sie verlangte keine Rechtfertigung mehr; und da Aurora in Doris Abwesenheit — denn diese mußte sich eine Stunde an der Brust der Mutter erholen von dem Sturm der Empfindungen — ihm athemlos vor Freude erzählte, wie ihn Doris geliebt, mit dem zerrissenen Herzen noch mehr, noch inniger, noch heißer geliebt, als zuvor: da sagte er, Auroren sanft anschauend: „O sie mußte diese entzückende Minute meines Glücks theuer bezahlen!"

„O Himmel!" rief er auf einmal aufspringend — „bin ich der Freundschaft nicht eben so gut meine Rechtfertigung schuldig, wie dem Hasse?"

„Das sind Sie, Herr von Schlemm!" sagte Ahrenswalde ruhig, fast versöhnt mit Schlemm. „Sie sind uns ihre Rechtfertigung schuldig, Ihrer Gemahlin willen!"

Da erzählte er mit hervorströmenden, aufrichtigen Worten seine Liebe, sein

Mißtrauen, und alles; aber nicht ein Wort von Moriz und Drausen.

„Es ist mir immer, Herr von Schlemm, als wäre irgendwo eine Lücke in ihrer Erzählung.“

„Ja,“ rief er — „ja! eine finstere, eine dunkle Lücke, und die dennoch ausgefüllt werden muß! muß! — muß! und von mir! Der Ausgang liegt in der Zukunft finsterm Schooß.“

„Herr von Schlemm,“ sagte Ahrenswalde zu ihm allein — „diese Lücke verbirgt doch kein Unglück?“

Schlemm sah ihn starr an, dann sagte er leise: „es ist meine Schuld, Herr von Ahrenswalde! Es ist meine Schuld! Und seltsam genug, ich muß sie vermehren! Ich achte und hasse, und das Schicksal entscheide, was kein Mann entscheiden darf!“

„Wenn ich ihr Vertrauen hätte.“

„Er schüttelte mit Bitterkeit den Kopf. „Es hälfe zu gar nichts, zu gar nichts. Ich habe jetzt die Ehre meiner Frau zu

vertheidigen! O lassen Sie! lassen Sie! dem ist nicht auszuweichen!"

Ahrenswalde ging zu Moriz. Sie waren nicht zu Hause; nur eine versiegelte Karte für Herrn von Schlemm, wenn der nach ihnen fragte, hatten sie zurückgelassen. Beide waren sie mit seinem Bedienten abgereist. Ahrenswalde sah recht wohl, es gab etwas zwischen Schlemm und den beiden Freunden; aber errathen konnte er es nicht, was es seyn mochte; und was ihn beunruhigte, war Schlemms trüber Ernst, den Doris Liebe nur auf einige Augenblicke zerstreuen konnte, und dieser Ernst wurde immer trüber und fast edler, je mehr er jetzt erfuhr, wie glücklich er war.

Er überraschte Doris, die, mit heftigen Thränen Papiere lesend, eins nach dem Andern in ein brennendes Licht hielt, und sie verbrannte. Er hatte die Thür leise geöffnet. Er sah ihren Schmerz, er sprang hinzu und entriß ihr die Papiere.

Doris erblaßte, sie bat ihn flehentlich um die Papiere, mit einer so auffal-

lenden Aengstlichkeit, daß sein Mißtrauen noch einmal in seiner Seele sich bewegte.

„Was enthalten denn diese Papiere?“ fragte er unruhig — „die ich nicht sehen soll.“

„Nichts, o nichts, Geliebter!“

„Nichts werde ich sehen können!“ Er schlug ein Blatt auf.

„O Gott, nein!“ rief Doris, und entriß es ihm.

„Ich will es sehen!“

„Gott! Du wirst mich hassen! Ja, ich bin schuldig; aber verzeih! Ich war hart, ich war grausam! O lies sie nicht!“

„Ich will!“

„O Gott!“ rief sie — „die unglücklichen Blätter!“ verhüllte ihr Gesicht, und ging in ihr Schlafzimmer.

Er warf sich über die Papiere her, las, und über sein Herz ergoß sich ein Meer von Entzückungen.

Es waren die Papiere, die Doris in den Tagen ihres heftigen Kummers um seine Untreue geschrieben hatte.

Sie machte ihm bittere Vorwürfe,

sie nannte ihn einen Bösewicht, einen Treulosen. Sie rief die Rache des Himmels über das Haupt des Verräthers herab, in den Papieren; aber aus jedem Worte floß ein Strom von heißer Liebe, von so inniger Liebe für ihn, daß er ihr nacheilte, vor ihr knieete, und sagte: „O Doris, nein! Du kannst mir nie verzeihen! Nein! Nein! Du hassest mich! Du mußt mich hassen!"

„Gott, das eben wars, was ich fürchtete! O wenn Du nur wüßtest, wie unendlich meine Liebe ist!"

Da erst flossen ihre Herzen in eins; da erst verschwand die Vergangenheit ganz aus ihrem Andenken, und ein neues schöneres Leben ging in ihren Seelen auf.

Da stand die Zukunft drohender vor seiner Seele, und sein Ernst wurde trüber und edel, uud er zitterte vor dem Augenblicke, da sein Arzt sagte: „Sie sind gesund!"

Der Augenblick kam. Er gab eine kleine Reise vor. Der Abschied von Do-

ris war unbeschreiblich schwer und bitter; aber doch schwieg er.

Er fand die versiegelte Karte in Moriz Wirthshause, und las den Ort, wo er die beiden Jünglinge finden sollte.

Er fuhr dahin, erweicht zuerst; aber da er noch einmal die Scenen mit den beiden Jünglingen sich lebendig vorgemahlt hatte, kochte sein Zorn wieder auf. Der Gedanke, die Beiden könnten meinen, er hätte aus Furcht vor ihnen, dem Mädchen seine Hand gegeben, wurde zu scharfen Dolchen. Die Erinnerung ihres kalten Spottes, ihres Hohnes, der Schande, die sie auf sein Leben gelegt hatten, wurde eine heiß brennende Flamme. Er stieg aus, er suchte sie auf, er fand sie.

Bitter kalt und erblassend, trat er zu ihnen ins Zimmer. Er konnte anfangs nicht reden. Er athmete nur schwer.

„Jetzt suchen Sie uns!“ sagte Drausen sanft, mit beruhigendem Tone.

„Jetzt, ja! Denn nun kann ichs; denn das Mädchen, das ich beleidigte, ist meine Frau.“

Er stieß alle diese Worte hastig hervor.

„Ja, jetzt! Jetzt, meine Herren — jetzt! Ich wollte, ich wäre kalt. Aber ich bins nicht. Es giebt Beleidigungen, die nicht zu versöhnen sind!"

„Zu versöhnen ist alles!" sagte Drausen — „wir haben gefehlt, Herr von Schlemm, im Uebermuth eines jugendlichen Gefühls, lassen Sie mich das hinzu setzen: in einem edlen Uebermuthe. Sie waren ein besserer Mann, als wir dachten. Genugthuung, denk ich, habe ich Ihnen schon gegeben, da ich an ihrem Krankenbett saß."

„Eine Genugthuung, die mich noch mehr erniedrigte. Der Tod kann nur zwischen uns entscheiden!"

Hier schwiegen sie alle drei eine Minute lang, alle gleich erschüttert.

Moriz trat an ein Fenster, und trommelte gegen die Fensterscheibe.

„In den Alpen, Herr von Schlemm," sagte Drausen — „hatte ich mich einmal verklettert. Vor mir der tödtliche Ab-

grund, hinter mir die steile Felswand. Ein Fuß breiter Stein war die einzige Rettung. Ich sprang, und es glückte. Hier sehe ich nichts, als den Abgrund, wenn Sie nicht Lust haben, mit zu springen. Ich wollte, wir wären ein Dutzend Jahre älter, damit ich mit Anstand sagen könnte: ich schlage mich nicht! Wir sehen die Thorheit wohl, aber — wissen Sie Rath, Herr von Schemm? Ich zittre vor dem Tode, und auch nicht; aber vor Ihrer Empfindung, welche, wie die Schicksalsgöttin, die Todesloose wirft über einen von uns dreien, davor zittre ich! davor! Und um nichts, als einen Uebermuth zu rächen, dessen Rache ein noch größerer Uebermuth ist."

„Wer wars!" rief Schlemm — „der mir drohte, mich aus dem Leben hinaus zu werfen, mich zu zertreten wie einen giftigen Wurm?"

„Ich! ich!"

„Ich habe nichts mehr zu sagen!" rief Schlemm mit einer Verbeugung.

„Sie bringen die Sache wieder in den Weg des gewöhnlichen — und lassen Sie mich das sagen — des gemeinen Lebens, und ich hätte sie gern in die Ehrenbahn des jugendlichsten Enthusiasmus gebracht, der dem bittersten Feinde verzeihet, ehe er bittet. Ich bitte Sie, Jüngling, Jüngling wie ich! Ich bitte Sie mit Thränen."

„Wer sagte: mein Leben sey eine elende Niete, die elendeste, die je ein Mensch zog?"

„Ich! ich!"

„Und ich habe für Sie nicht das kleinste rauhe Wort, nicht die kleinste Spötterei. Sie geziemt mir nicht. Aber wer sagte —"

„Herr!" rief Moriz — „hatten wir Unrecht, so zu sagen?"

„Nein!" rief Schlemm mit flammenden Augen. „Sie haben mir sogar den Wunsch abgedrungen, an Ihrer Stelle zu seyn. Jetzt stehe ich auch an einer Ehrenstelle, und von der soll mich nichts verdrängen, als der Tod. Sie ha-

ben meine Ehre in ihren Lebenskeimen zertreten: ich muß sie wieder gewinnen."

„Nun dann," sagte Moriz — „ich stelle mich. Du, Louis, bist Sekundant."

Sie gingen hinaus zwischen die Felsen an der Elbe.

Mit einer trüben Empfindung maaß Drausen die Schritte. Dann trat er vor Schlemm, und sagte ernst, wie die Todesgöttin, in sein Auge schauend: „Giebts denn keinen andern Weg als den ohne Rückkehr? Jüngling, es giebt einen bessern."

„Nein!" rief er gewaltig und aufflammend; dann: „Sie haben den Schuß!"

„Schießen Sie!" sagte Moriz — „damit das fürchterliche Spiel ein Ende hat."

„Sie haben den Schuß!" rief er noch wilder.

„Nun dann!" sagte Moriz kalt. Den Weg wähl ich." Er schoß in die Luft.

„So höhnt Ihr mich wieder!" schrie

erbittert Schlemm. „Denn bei Gott! schossest Du, wie ein Mann: so war ich versöhnt, Ihr Unmenschen!"

So schrie er, zielte, mit erstarrter Faust. Drausen wendete das Haupt ab.

Er schoß, fehlte, und ohnmächtig schwankte er, und sank zu Boden im tobenden Sturm der wiederstreitenden Empfindungen.

Beide trugen ihn an das Ufer der Elbe. Moriz schöpfte in seinem Hute Wasser, ihn zu besprützen.

Schlemm öffnete die Augen; der Eine hielt ihn an seine Brust gedrückt, der Andere knieete neben ihm, und rieb seine Schläfe mit Wasser.

Wer kann zürnen, wenn er eben erwacht? und wer gar wie Schlemm erwacht aus einem tiefen Schlafe, und findet sich in den Armen der Liebe? Er umschlang Moriz mit der Rechten; und Moriz fiel an seine Brust. Diese Stellung entschied die Versöhnung.

Sie schlangen, ohne ein Wort zu re-

den, aufstehend die Arme um einander, lächelten mit verlegener Schaamröthe einander an; und da es in der weiten Ferne nach Böhmen zu leise donnerte, und aus einer herabziehenden Gondel zwei Flöten klangen, und eine schöne Stimme, die Mozarts schönen Gesang ertönen ließ, sang: „Liebet Euch unter einander wie Brüder!" da wurde ihre Empfindung Begeisterung.

„O wie konnte ich," rief Schlemm — „auf diese Brust zielen!" Und diese Brust drückte sich an seine.

Auf einmal störte sie das Zetergeschrei einer weiblichen Stimme in der Nähe. Sie stürzten ans Ufer.

„Dort!" rief Moriz auf ein Kind zeigend, das der Strom daher trieb, und sprang hinab in die Wellen.

Louis flog am Ufer hinab, sprang in einen Fischerkahn, und ruderte dem Freunde entgegen, der mit dem Strome und mit der Rettung des Kindes kämpfte.

Mit der letzten versinkenden Kraft er-

griff er den Rand des Nachens, und Louis seinen Arm.

So ihn festhaltend, ihn, dessen Auge sich schloß, ließ er den Nachen treiben, bis ans Ufer.

Hier sprang die Mutter schreiend herbei, riß ihr Kind, das Moriz mit dem rechten Arm umklammert hielt, aus dem Wasser empor, und Louis trug den Freund ans Ufer.

Endlich schlug er die Augen auf und fragte matt: „das Kind?"

„Gerettet!"

„Gottlob!" Er schloß die Augen wieder.

Sie hoben ihn empor, ihn in die Hütte tragend. Die Bewegung gab ihm das Leben wieder, und nach einer Stunde saß er wieder aufrecht, und lächelte Louis mit einem Engellächeln zu.

„Mensch, Du konntest nicht schwimmen," sagte Louis.

„Ich hatte eben das Leben gewonnen, und wollt es nicht wagen? Wo ist das Kind? Wo ists?"

Die Mutter brachte es, und legte es in des Retters Arme.

Der Knabe von vier Jahren schlang die kleinen Arme um Moriz Nacken, drückte das Wasser aus seinen Locken, und rief: „Er holte mich aus dem bösen Wasser!“

„Sieh, ich habe einen Menschen gewonnen!“ rief Moriz, den Knaben an sein Herz drückend.

Er gab der Frau Geld, für das Kind zu sorgen, bis es alt genug sey, zu ihm zu kommen: „Denn Mutter, der Knabe ist mein Sohn! Ich habe ihn mir gewonnen!“

Die drei Jünglinge blieben in der Fischerhütte noch ein paar Stunden. Ihre Gefühle stiegen immer höher bis zu dem Schwur der Tugend und der ewigen Freundschaft.

Dann gingen sie zurück und Schlemm flog glücklich, wie ein Gott, nach Dresden.

Er fand Doris bei der Frau von Windhelm. Er stürzte außer sich zu ih-

ren Füßen, rufend: „Nun, geliebte Doris, nun bin ich ganz Dein, Deiner werth, nun bleibe ich bei Dir, und keine Unruhe wird Dich mehr betrüben!"

„Was war es denn, lieber Schlemm, was Dich von mir riß!"

„Der Tod war es, Doris, und nun, nun kann ich Dir alles erzählen. O dreimal gehörte mein Tod, oder der Tod eines edlen Mannes dazu, mich Dir ganz, ganz zu geben!"

Er erzählte nun alles, er verschwieg nichts, beschönte nichts, wie ein fremder junger Mann zu ihm gekommen, ihn gefodert, um seinen Betrug der Geliebten zu rächen.

Aurora erröthete, denn sie dachte an Moriz.

Doris fragte: „Wer könnte das seyn?"

Schlemm erzählte weiter, wie der Zweite, ein Herr von Drausen, erschienen, da der Erste schwer verwundet war.

Doris

Aurora erblaßte, und Thränen drangen aus ihren Augen.

Schlemm gestand nun offen, wie sehr viel die beiden edlen jungen Männer beigetragen hätten zu seiner Rückkehr zu Doris.

Er fuhr fort, zu erzählen, wie er die beiden Freunde gefodert hatte.

Ahrenswalde lächelte; denn an Schlemms Entzücken sah er, daß kein Unglück vorgefallen war. Aber Aurora zitterte, denn sie sah Schlemm mit dem tödtlichen Gewehr vor Morizens Herzen stehen.

„Es ist Moriz!“ rief sie fröhlich, in Ahrenswaldens Arme fallend.

„Moriz? so hieß er, ja! Kennen Sie ihn?“

„Ob ich ihn kenne? Ob ich ihn kenne? O ob ich ihn kenne?“ rief sie mit stolzen Blicken. Nun erzählte er, wie Moriz den Knaben aus dem Strom gerettet.

„Nun?“ sagte Ahrenswalde — „er ist ein fertiger Schwimmer!“

„Das ist er nicht; er schwimmt gar nicht."

Da trat Aurora nahe an Schlemm, und fragte: „Nicht wahr? nun gab er das Kind der Mutter, und that kalt, als wäre es nichts, ein Menschenleben zu retten. O ich kenne diesen kalten Stolz der Männer!"

Sie dachte an den Baron Walser, der sich nach dem Kinde, das er aus den Flammen rettete, nicht wieder erkundigt hatte.

Schlemm erzählte, wie Moriz das Kind an sein Herz gedrückt, wie er mit Thränen in den Augen gerufen: „Der Knabe ist mein Sohn! Ich habe ihn mir gewonnen!"

Da trat Aurora nachdenkend zurück, als nähme sie gar keinen Antheil mehr an der Erzählung. Aber in ihrem Herzen standen Thränen des Entzückens, der Liebe reinstes, höchstes Gefühl, geheime, süße Wünsche, und einer schönern Hoffnung ferne Morgenröthe.

„Beim Himmel!“ rief Ahrenswalde — „hätte Moriz weniger gethan, er hätte es nicht verdient, eines Menschen Leben zu retten! Es ist Moriz! Es ist mein Sohn, Herr von Schlemm!“ Ahrenswalde erzählte, um die Begebenheit aufzuhellen.

„O wenn er doch käme!“ rief Aurora.

„Wir wollen nach Tharand, liebes Fräulein!“

„Wir wollen! und morgen!“ rief da Aurorens Tante, von so viel Edelmuth des Jünglings weggerissen.

Die Liebe, die sich verbergen muß, zieht neue Flammen aus jeder neuen Lage des Geliebten.

Aurora ließ es sich zehnmal von Schlemm erzählen, in welcher Stellung, mit welchen Worten ihn Moriz gefodert, in welcher Stellung er sich mit ihm geschlagen hatte, mit welchem Muthe er die Wunde und den Schmerz getragen.

Sie sah vor sich hin; denn ihre Phantasie mahlte ihr den heldenmüthigen Jüng-

ling lebendig vor, mit dem Degen in der Hand, für eine betrogene Geliebte sein Leben wagend.

Den ganzen Tag unterweges mahlte sie an dem schönen Bilde des fechtenden Jünglings, umgab es mit allen Glorien der Ehre; dann trat sie neben ihn an sein Krankenbett, wo er blaß und freundlich da lag. Sie verband seine Wunde, sie reichte ihm die Arzenei. Sie las ihm vor, sie sang ihm vor; und ihre ganze Seele füllte sich mit den Flammen einer unbesiegbaren, feinern Liebe.

Sie kamen in Tharand an.

Ahrenswalde ging sogleich aus, um ihn zu holen; aber Moriz war mit Louis in dasselbe Wirthshaus gezogen, wo Aurora wohnte, und Aurora fuhr zusammen vor freudigem Schreck; denn neben ihrem Zimmerchen hörte sie seine Stimme.

Eine leichte Brettwand trennte ihr Zimmer von seinem. Sie fand eine kleine Oeffnung; zitternd legte sie ihr Auge davor, und sie sah ihn, das Kind, das er

aus den Wellen gerettet hatte, auf seinen Knieen halten. Sie hörte, wie er dem Kinde erzählte, sie hörte das Kind ihn Vater nennen. Es spielte mit Moriz blonden Locken.

Es ist ein reizender Anblick, wenn ein junges Mädchen ein Kind voll Liebe an die reine Brust drückt; aber noch reizender ist es, wenn ein Jüngling es thut, wie es tausendmal schöner ist, einen erröthenden Jüngling zu sehen, als ein erröthendes Mädchen.

Bei diesem Anblicke liefen noch obendrein so viel schöne Bilder, dunkel wie Träume, durch Aurorens Seele, deren keines sie herbei rief; und so röthete nur die Freude und die Liebe ihre Wangen und beklemmten ihr Herz, nicht die Schaam: Sie hätte sich sonst weggeschlichen. Mehr hätte der strengste Sittenrichter nicht von ihr fodern können. Aber Aurora war noch tausendmal unschuldiger. Sie pochte leise an die Thür, die zwischen ihr und Moriz war, und rief;

„Wir sind hier, lieber Herr Hagemann! Herr von Ahrenswalde sucht Sie!“

Moriz sprang auf, öffnete die Thür: und vor ihm stand die Liebe selbst mit den strahlenden Augen, mit der Glut auf den Wangen, mit dem himmlischen Entzücken auf den lächelnden Lippen, Aurora!

„Wir wissen alles!“ rief sie, ihre Hand in seine legend, und die strahlenden Augen auf seine richtend. „Wir wissen alles, großmüthiger, edler Mann!“

Moriz war von dem Anblicke der geliebten Aurora so überrascht, daß er nicht Herr war über die hervorbrechenden Empfindungen seines Herzens.

Moriz konnte nichts als ihren Namen Aurora nennen, aber die Töne, und die Thränen, die den Namen begleiteten, und die stille Trunkenheit seines Auges, und das Zittern seiner Hand, womit er ihre hielt, machten auch Auroren stumm und verwirrt.

Sie fühlte es in dieser Minute, da sie verstummt gegen einander standen,

sie würde ihn ewig lieben. Mit jedem Pulsschlage versanken sie tiefer in ihren Himmel.

Da aber dieser Anblick Morizen nur höhere Flammen, aber keine Hoffnungen gab, und das schöne Gefühl seine Wünsche sogar befriedigte: so sah er sie nur zuletzt mit einem wehmüthigen Lächeln an; aber diese treue Genügsamkeit, diese stille Geduld band die zarteste, weibliche Seele mit ewigen Banden an seine. Aber eben darum zog sie ihre Hand aus seiner, und sagte: „Das ist das Kind, was sie retteten?" Sie nahm das Kind vom Boden auf, drückte es an ihr schlagendes Herz, und um den Raub ihrer Hand ihm weniger hart zu machen, setzte sie hinzu: „O lassen Sie mich Theil nehmen an dem theuren Kinde!"

Und da das Kind seine Arme um ihren Nacken schlang, Moriz ihr verlegen einen Stuhl setzte: so setzte sie sich mit dem Kinde, ihm liebkosend. Moriz setzte sich ihr gegenüber. Der Knabe streckte bald die Arme nach Moriz aus, bald

nach Auroren, und so zog er die Liebenden immer näher zusammen im kindlichen Spiel.

Dann fragte das Kind: „Ist das meine Mutter, lieber Moriz?“ Moriz schwieg erröthend; aber das Kind wiederholte die gefährliche Frage, mit einem so unschuldigen Lächeln Auroren ansehend, daß Aurora um keinen Preis hätte Nein sagen können. „Ich will Deine Mutter seyn, süßes Kind!“ sagte sie leise; aber eine schöne Röthe bezeugte, daß mit dem Namen Mutter ihre Phantasie arbeitete; und da jedes andere Band zwischen ihnen zerrissen seyn mußte, dachte sie seufzend: „warum sollte sie nicht dieses unschuldige Band einer fremden Liebe zwischen sich bestehen lassen?“

So drückte sie das Kind immer fester an ihre Brust, und nannte den Knaben Sohn, und ließ sich Mutter von ihm nennen. Und auf einmal, alles bedenkend, die harte Zukunft, die ihr und ihm alle Hoffnungen raubte, und mit dem festen Entschluß, dieser Zukunft nicht entgegen

zu treten, reichte sie Morizen die Hand, und sagte muthig: „Ja, ich will des Kindes Mutter seyn! Dieses Kind sey das Band einer schönen Freundschaft zwischen uns! O nicht wahr? nicht wahr, lieber Freund?"

Er legte statt aller Antwort die verbundenen Hände auf des Kindes Haupt, und küßte dann ihre Hand.

Von dieser neuen Idee ergriffen, die sie alle beruhigte, setzte sich Aurora nun recht behaglich, mit dem Kinde auf ihrem Schooße zurecht, schlang es in beiden Armen an ihre Brust, und sah den jungen Vater lächelnd an, als könnte sie alle Stürme der Liebe mit diesem erborgten Namen ableiten. Und Moriz lächelte ja so freundlich der jungen Mutter zu; so wurden sie im nachäffenden, gefährlichen Spiel mit jeder Sekunde dreister. Er rückte mit seinem Stuhle ihr näher, und sagte lachend: „Mutter Aurora, mußt Du sagen, mein Sohn!"

„Mutter Aurora!" rief das Kind. „Vater Moriz!"

Das Vergnügen an diesem Schauspiel wurde immer entzückender. Der Knabe faßte mit jeder Hand einen von ihnen, und zog sie näher, küßte bald diese Lippe, bald jene.

Da stieg die Unruhe in Aurorens Busen leise empor. Sie setzte schnell den Knaben an den Boden, und stand auf. Ach, zu spät!

Moriz nahm ihre Hand, seufzte: „Aurora! ach, Aurora!" und zwei Thränenströme benetzten seine Wangen.

Sie verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Schahl.

Aber er seufzte fort: „Aurora! ach, Aurora!" und jedesmal verhüllte sie ihr Gesicht noch mehr.

Der Knabe, besorgt, da er seinen Vater weinen sah, riß an Aurorens Schahl, und rief: „Mutter, was thust Du dem Vater zu Leide?" und riß den Schahl von dem erblaßten Gesicht weg.

„Aurora! geliebte Aurora!" rief Moriz.

Sie sah ihn an. Nein, ihr Herz hielt sich nicht mehr.

„Moriz!“ sagte sie abgebrochen.

Mit einem lauten, qualvollen Seufzer schlang er, ohne daß er es wußte, seine Arme heftig um ihren Leib. Sie sank mechanisch an seine Brust; da suchten seine Lippen ihre, und ein langer Kuß versiegelte ihre Verzweiflung.

Dann riß sie sich auf, sah ihn lange und ungewiß an. Dann sagte sie leise: „Leben sie wohl, Moriz!“

„Aurora!“ rief er — „muß ich gehen? Aurora!'

Heftig ergriff sie des Kindes Arm, und sagte: „Das Kind bleibt mein! Ich bin seine Mutter! Es ist mein, das theure Andenken an diese — — Stunde. O Moriz!“

„Muß ich gehen? ohne Hoffnung? O Aurora!“

Da rief die Stimme der Liebe: „Aurora!“ Sie reichte ihm schnell die

Hand. „Leb wohl, Moriz! Hoffnung?!"

Sie war verschwunden.

Er reiste eine Stunde darauf, ohne Jemanden zu sehen, mit Ahrenswalde und Louis ab, bedenkend, ob das letzte Wort Aurorens Hoffnung oder Verzweiflung bedeutet hatte.

Das Schicksal hatte den feindlichen Knoten verschlungen, zwischen den Söhnen der beiden Brüder. Der Himmel ist gerecht!

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Das heimliche Gericht des Schicksals, oder Rosaura

Bd.: 2

Halle (1817)

P.o.germ. 2032 k-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129032-3